

# Freundschaft

Zeitung des Zentralkomitees der Kommunistischen Partei Kasachstans

Erscheint seit 1. Januar 1966

Mittwoch, 29. November 1989

Nr.228 (6 106)

Preis 3 Kopeken

## Aktuelles Interview

### Probleme eines führenden Agrarbetriebs

Der Kirow-Kolchos im Gebiet Pawlodar gehört zu den führenden Agrarbetrieben. Viele Jahre lang arbeitete sein Kollektiv in gutem Gleichmaß. Im vergangenen Jahr 1988 buchte der Kolchos rund 5 Millionen Rubel Gewinn, die Rentabilität erreichte etwa 118 Prozent. Doch das war witterungsmäßig ein sehr günstiges

Da will ich mal mit Zahlen beginnen. In diesem Jahr haben wir etwa 3 Millionen Rubel Gewinn gebucht, die Rentabilität betrug etwa 60 Prozent. Für uns ist das ein Durchschnittsergebnis. Es ist aber beachtlich für viele Agrarbetriebe unerschwinglich, sogar in den günstigsten Jahren. Doch das ist nur ein schlechter Trost. Wir erwarten mehr. Wir können natürlich die Schuld dem Wetter in die Schuhe schieben. Und obwohl dem in der Tat so war, suchen wir lieber nach neuen Möglichkeiten zur Vergrößerung der Getreideproduktion. Die allseitige Analyse unserer Ergebnisse und anderer Agrarbetriebe hat uns davon überzeugt, daß wir der Hilfe und Unterstützung der Wissenschaftler bedürfen. Wir haben jene Höchstgrenze erreicht, wo der nächste Schritt vorwärts nicht ohne sprunghafte Fortschritt in der Technologie des Getreideanbaus getan werden kann. Das bedeutet aber, daß wir neue rayonierte dürrresistente Sorten von Weizen, Buchweizen und Hirse brauchen. Es fehlt an neuer Technik, an Maschinensätzen, was eine Durchführung aller technologischen Operationen auf hohem agrotechnischem Niveau ermöglichen würde. In unserem Gebiet haben wir Spezialversuchstationen, die sich mit Problemen der Getreideproduktion befassen. Doch ihr Nutzen ist sehr gering. Die Ernteerträge sind dort nicht viel größer als bei uns. Zudem sind die wissenschaftlichen Empfehlungen dieser Stationen mehr für die nördlichen Rayons des Gebiets geeignet, wo die Wetter- und auch die Bodenverhältnisse wesentlich besser als bei uns sind.

Infolge der geringen Ernteerträge in diesem Jahr haben wir etwa 2 Millionen Rubel gegenüber dem Vorjahr verloren. Die Tierproduktion hat die Haupteinnahmen geliefert. In der Pflanzenproduktion haben lediglich der Saatanbau und der Samenverkauf, größtenteils Shtinjaksamen einigen Gewinn eingebracht.

Meines Erachtens ist diese letzte Tatsache sehr gewichtig. In dieser schweren Lage hat es der Kolchos dennoch vermocht, Gewinn in einem Zweig des Ackerbaus zu erzielen. Gibt es aber auch Schwierigkeiten und Probleme in Ihrem Hauptzweig — der Tierproduktion? Ja natürlich. Sie gleichen in vielen Dingen in der Getreideproduktion, von denen bereits die Rede war. Wiederum muß ich konstatieren, daß die Wissenschaftler und die Wissenschaftler uns nur wenig helfen. Wir sehen uns gezwungen, die Herdbuch- und Züchtarbeit selbstständig zu leisten. Zur Zeit erzielen wir Melkerträge von 3 200 Kilogramm je Kuh. In den nächsten zwei bis drei Jahren hoffen wir, die 3 500 Liter-Marke zu erreichen, und zwar durch eine bessere Nutzung der inneren Reserven und in erster Linie durch die Festigung der Futterbasis und die Qualifizierung der Tierzüchter. In den letzten Jahren wurde in den beiden Richtungen Beachtliches geleistet. Davon zeugen unsere Ergebnisse. Von den

Jahr. Der diesjährige Sommer brachte anhaltendes Trockenwetter ins Land. Das Getreide geriet nicht, obwohl die Ackerbauern wie immer fleißig und gewissenhaft bei der Sache waren. Was resultiert eigentlich daraus? Diese Frage richtete ich an den Kolchosvorsitzenden Viktor RUDI.

Die neuen Häuser haben ihn bereits. Soll das aber bedeuten, daß wir mit allem zufrieden sind? Nein. Die mangelhafte materiell-technische Versorgung gestattet es uns nicht, unsere Pläne termingerecht und vollständig zu erfüllen. Ich träume von einer Zeit, wo man auf dem Großhandelsmarkt vier Baumaterialien und Maschinen erstehen können. Unser Kolchos besitzt Mittel, und wir könnten alles kaufen, was wir brauchen.

Bei der Beantwortung meiner Fragen nannten Sie mehrere Probleme. Erstens die unbefriedigende Verbindung der Agrarwissenschaft mit den Praktikern. Zweitens die fehlende Selbständigkeit bei der Lösung von Wirtschaftsfragen. Drittens die mangelhafte materiell-technische Versorgung. Gibt es noch andere Probleme?

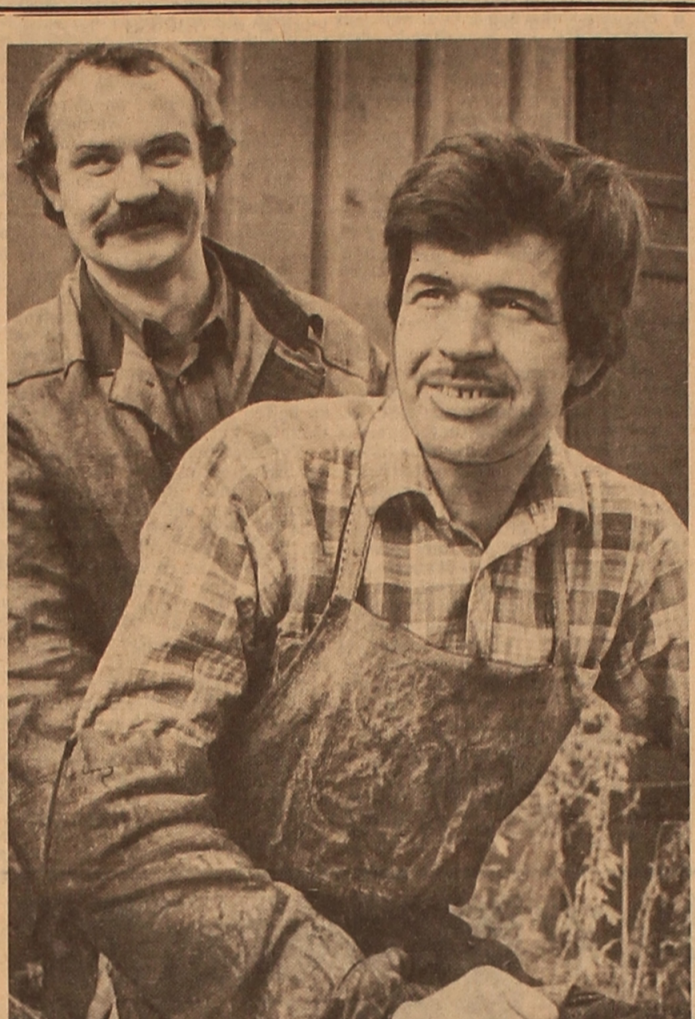
Jawohl: Die nahezu unerschwinglichen Preise für die Technik und die Baumaterialien, während der Staat unsere Erzeugnisse zu Preisen kauft, die vor vielen Jahren festgelegt worden sind. Dadurch verlieren wir einen bedeutenden Teil unseres Einkommens. Es sei hinzugefügt, daß besagte Probleme alle Agrarbetriebe angehen, nur treffen sie die führenden und rentablen Betriebe schärfer, weil sie alles aus eigener Tasche bezahlen müssen, während die schwächeren Dotationen vom Staat bekommen, also nach wie vor von ihm gestützt werden.

Nun die letzte Frage. Neulich wollten Sie als Mitglied einer Gebietsdelegation in Schwerin. Was Nützlich haben Sie daraus schöpfen können?

Vor allem sprang die hohe Produktionskultur der Tier- und Pflanzenproduzenten in der DDR ins Auge. Wir müssen unbedingt so arbeiten und jedes Hektar Land effektiv nutzen lernen. Urteilen Sie mal selbst: In einer der landwirtschaftlichen Produktionsgemeinschaften, die wir besuchten, sind die Getreideerträge in 19 Jahren etwa auf das Zweifache gestiegen, d. h. von 28 bis auf 54 Dezitonnen je Hektar. Die durchschnittlichen Milchertträge liegen über 4 000 Kilogramm je Kuh und Jahr.

Mir hat die körperliche Erziehung der heranwachsenden Generation vom Kindergarten an gefallen. In der DDR treiben praktisch alle Kinder Körperkultur. Da möchte mancher bestimmt fragen, was mich als Kolchosvorsitzenden das angeht, warum ich davon spreche. Mein Interesse dafür erklärt sich ganz einfach: In unserem Kolchos unternehmen wir auch so manches, damit unsere Kinder gesund und stark seien. Die Auswertung der Erfahrungen unserer DDR-Kollegen wird uns diese Sache besser gestalten helfen.

Was die Wirtschaft betrifft, so hoffen wir dank den freundschaftlichen Partnerbeziehungen viel Nützlich aus den Erfahrungen der DDR-Kollegen zu schöpfen und bei sich auszuwerten. Juri MARKER, Korrespondent der „Freundschaft“ Gebiet Pawlodar



Vor einem Jahr ist im Gerätebauwerk Kokschetaw ein für ihn bedeutsames Ereignis vor sich gegangen: Das Kollektiv der Konsumgüterabteilung hat beschlossen, die Abteilung zu pachten und auf ihrer Grundlage die Produktionskooperative „Wessowik“ zu organisieren. Die Möglichkeit, die innenwirtschaftlichen Probleme zu lösen und die Arbeit selbständig zu planen, hat gute Früchte gebracht. Seit ihrer Gründung an hält die Kooperative die abgeschlossenen Verträge strikt ein. Die am Ende resultiert interessierten Arbeiter, haben die Arbeitsproduktivität wesentlich gesteigert und die Herstellung von Erzeugnissen vergrößert, nach denen immer noch hoher Bedarf herrscht. Unser Bild: Die Mitglieder der Kooperative „Wessowik“ Werner Wilde und Konstantin Bock. Foto: Juri Weidmann

### Auf der Tagung des Obersten Sowjets der UdSSR

Der Oberste Sowjet hat am 27. November in der Vormittags-sitzung den Gesetzentwurf über die Presse und die anderen Massenmedien, in erster Lesung gebilligt und seine Veröffentlichung für eine Volkssprache beschlossen. Das von den Komitees für Gesetzgebung und Glasnost ausgearbeitete Dokument enthält Garantien für Pressefreiheit und die Rechte der Journalisten. Die Arbeit an den eingebrachten Änderungen und alternativen Normen wird fortgesetzt.

Auf der Vormittags-sitzung wurden ferner die Gesetzentwürfe über den Status und die Abberufung von Volksdeputierten der UdSSR gebilligt. Die Dokumente werden auf dem 2. Kongreß der Volksdeputierten der UdSSR erörtert, der am 12. Dezember in Moskau eröffnet wird.

Der Oberste Sowjet der UdSSR hat am 27. November das Gesetz über die wirtschaftliche Selbständigkeit der Litausschen SSR, der Lettischen SSR und der Estnischen SSR angenommen.

Das Dokument bestimmt unter anderem, daß die Ostseerepubliken das Recht haben, im Rahmen der Gesetze der UdSSR und im Interesse der Republik und der UdSSR den Boden und andere Naturressourcen auf ihrem Territorium zu besitzen, zu nutzen und zu verwalten, alle Wirtschaftszweige zu regeln sowie das Finanzsystem und die Tätigkeit der Republikbanken, ausgenommen Einrichtungen der Staatsbank der UdSSR, zu leiten.

Das Gesetz sieht vor, daß Unionsbetriebe und -Organisationen nach Vereinbarungen zwischen der Regierung der jeweiligen Republik und der Regierung der UdSSR in die Zuständigkeit der jeweiligen Republik fallen können. Zum Eigentum der UdSSR gehören dabei nach wie vor die Bewaffnung der Streitkräfte, die Erdöl- und Erdgasvorkommen sowie andere Objekte landesweiter Bedeutung. (TASS)

Der Gesetzentwurf war in seiner ersten Lesung auf der Sommer-tagung des Parlaments angenommen und darauf in den Komitees und Kommissionen vervollkommen worden. Am vergangenen Freitag wurde er dem Obersten Sowjet der UdSSR zur Prüfung vorgelegt. Die Diskussion war so scharf, daß M. S. Gorbatschow auf die Unzulässigkeit ultimativer Äußerungen im Parlament verweisen mußte (laut wurden unter anderem Befürchtungen hinsichtlich des möglichen „Zerfalls der Union“).

Das am Wochenende in den Komitees und Kommissionen abgestimmte Dokument wurde vom Stellvertreter des Vorsitzenden des Ministerrates der UdSSR L. I. Abalkin vorgestellt. Der Parlamentarier verwies darauf, daß die Erfahrungen des Baltikums das Vorankommen aller Unions-republiken zur wirtschaftlichen Selbständigkeit sowie die Anbahnung rationaler Beziehungen zwischen ihnen und der UdSSR erleichtern werden. Dieses Gesetz bedeute auch die volle Verantwortung der Republiken für ihre sozialökonomische Entwicklung, betonte L. I. Abalkin.

Trotz der Arbeit des Vermittlungsausschusses war die Atmosphäre im Saal brennend. Zu vielen Artikeln des Entwurfs wurden Ergänzungen vorgeschlagen, die den Sinn des Dokuments in vieler Hinsicht ändern. Vorge-schlagen wurde, nicht über jeden Artikel sondern auch über jeden Punkt des Dokuments zu stimmen.

Beschlossen wurde dennoch, über den gesamten Gesetzentwurf zu stimmen. Einzelne gebilligt wurden allerdings drei Vorschläge der Regierung, mit denen die meisten Deputierten einverstanden waren. Die Abstimmung erfolgte nach den Kamern. Im Unionsowjet wurde über das Schicksal des Dokuments mit nur einer Stimme entschieden. (TASS)

### Von schönen Worten zu konkreten Taten übergehen

Schon nahezu ein halbes Jahrhundert wohnt ich im Dorf Arakul, Rayon Timirjasewo. Hierher bin ich im Jahre 1941 nach dem bekannten Erlaß über die Aus-siedlung der Wolgadeutschen aus dem Gebiet Saratow deportiert worden. Das Dorf war einer der entferntesten Orte des Sowchos „Rusajewski“. Es war damals sehr kompliziert, bis zur Zentral-siedlung des Sowchos zu gelangen. Vom Fernsprechverkehr hatten wir damals keine Ahnung.

Ende 1945 wurde der Sowchos „Tscherwonny“ gegründet, dem unser Dorf angegliedert wurde. Die Zentral-siedlung befand sich nicht weit von unserem Dorf, und es war nun sehr leicht, alle unsere Probleme zu lösen. Als die Neulanderschließung begann, wurden wir dem neugegründeten Sowchos „Mitschurinski“, übergeben. Damit endete unsere Epöpe aber nicht. Seit 1978 gehören wir dem anderen neugegründeten Sowchos — „Belogradowski“. Somit gehörte unsere Abteilung in 43 Jahren drei Agrarbetrieben an. Natürlich braucht man da nicht lange zu erklären, was das für das Dorf bedeutet. Jedesmal, wenn die Abteilung einem neuen Agrarbetrieb angegliedert wurde, mußten wir alles vom Nullpunkt beginnen. Zeit und Mittel für soziale und wirtschaftliche Entwicklung des Dorfes gab es nicht.

Schon seit mehr als 40 Jahren bin ich in der Sowchosviehzucht tätig, die Hälfte dieser Zeit als Schäfer. Vor sechs Jahren ging ich in Rente. Mich als alten erfahrenen Viehzüchter wundert aber die heutige Sachlage in der Sowchos-viehzucht. Ich will ja nicht behaupten, daß hier ungewissenhaft

te Menschen arbeiten. Es gibt in unserer Abteilung mehrere Beispiele der erfolgreichen Arbeit der Tierzüchter. Karim Orumbajew, Valentin Bauer und Nursultan Kusainow geben sich recht viel Mühe und haben vortreffliche Resultate erzielt. Die Tiere in ihren Schafherden sind immer sehr gut betreut. Und solcher Beispiele kann man noch mehr anführen.

Insgesamt aber läßt die Sachlage auf der Farm zu wünschen übrig. Betrachtet man das bereitgestellte Heu näher, so wundert man sich, wie die Tiere mit solchem Futter überhaupt noch am Leben bleiben. Der Grund liegt darin, daß mehrjährige Gräser im Sowchos nicht angebaut werden. Ähnliches geschieht auch mit Getreidefütter. Es wird ständig durch minderwertiges Hintertreide ersetzt. Von Jahr zu Jahr werden auch die Sommerweiden immer schlechter. Infolgedessen werden unsere Schafe, statt am Gewicht zuzunehmen, immer magerer.

Ein wunder Punkt sind auch die Arbeitsbedingungen der Viehzüchter. Sagt man, daß sie schlecht sind, dann sagt man fast gar nichts. Die meisten Schafställe sind schon abbruchreif und dem Zerfallen nahe. Im Frühling wird die Farm überschwemmt. Rings-um liegen große Misthaufen, so daß man an die Ställe überhaupt nicht rankommen kann. Für mich ist das alles nicht neu. Ich habe auch noch Schlimmeres gesehen. Die Jugend aber will so etwas auch nicht für einen Wald voll Affen haben.

Wie gesagt, wohne ich schon seit fünfzig Jahren in Arakul. Seitdem gibt es im Dorf keinen

Bevölkerungszuwachs. Sogar umgekehrt, viele Menschen fahren von hier fort. Im Dorf sind nur zwei Familien — Orumbajews und Shabatajews geblieben, mit denen ich hier einst angefangen habe. Keine einzige Familie der Neulanderschleier ist bei uns geblieben. Der Grund liegt wohl darin, daß die sozialen Probleme des Dorfes schon Jahrzehntlang nicht gelöst werden.

Es gibt keinen guten Weg zur Zentral-siedlung des Sowchos, geschweige denn zum Rayonzentrum. Während des Unwetters im Herbst oder im Frühling sind wir von der ganzen Welt isoliert. Sehr schlecht steht es auch um die Versorgung mit Lebensmitteln und Massenbedarfsartikeln. Besuch mal unseren Laden! Nichts außer leeren Regalen! Sogar Brot wird unregelmäßig gebracht.

Von manchen meiner jüngeren Landsleute höre ich oft, daß in der hiesigen Schule nicht alle Fächer unterrichtet werden, daß es keine Lehrer dafür gibt. Vor kurzem fand im Sowchos die Direktortagung statt. Die Versammlung wurde in der Sowchoskantine durchgeführt, denn sogar in der Zentral-siedlung gibt es keinen Klub.

Es ist auch kein Wunder, daß wir keinen Einwohnerzuwachs haben, denn jedermann will ja dort leben, wo es ihm besser geht, wo er die tägliche Sorge um seine Arbeits- und Lebensbedingungen spürt.

Diese unsere Probleme haben sich nicht an einem Tag angehäuft, und ich möchte mich an die entsprechenden Behörden und Amtsleute wenden, von denen ihre Lösung abhängt: Es ist höchste Zeit, von schönen Worten über die Sorge um den Menschen zu konkreten Taten überzugehen.

Johann MOOR, Arbeitsveteran des Sowchos „Belogradowski“ Gebiet Nordkasachstan

### Zeit der Umgestaltungsprozesse

Aktiv und schöpferisch an der Ausarbeitung der Dokumente teilzunehmen, die weniger als in einem Jahr im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit des 28. Parteitags der KPdSU stehen werden. Ist das Ziel, das sich die Delegierten einer Konferenz der Partelorganisationen der Akademie der Wissenschaften der UdSSR gestellt haben. Das Forum, an dem rund 300 Vertreter von 180 Organisationen der Akademie teilnahmen, fand in Swenigorod bei Moskau statt.

W. A. Medwedew, Mitglied des Politbüros und Sekretär des ZK der KPdSU, schenkte in seiner Rede besondere Aufmerksamkeit der Notwendigkeit der Perestrojka in der Partel. „Die Umgestaltung der Partel ist heute in den Vordergrund gerückt, jetzt können und müssen wir sie in engem Zusammenhang mit der Umgestaltung unseres gesamten gesellschaftlichen Mechanismus in Verbindung bringen.“

Die Umgestaltungsprozesse in der Tätigkeit der Partel sollten zweifellos aktiver vorantreiben gehen. Die Partel müsse ein Beispiel der Erneuerung, vor allem in Ideologie, liefern, sagte W. A. Medwedew.

Auf die Frage der Durchführung des 28. KPdSU-Parteitags eingehend, sagte der ZK-Sekretär, seine Einberufung sechs Monate früher als geplant werde vom Leben diktiert, das davon zeugt, daß die Beschlüsse der 19. Partekonferenz, geschweige denn die Neufassung und die Änderungen des Programms und des Statuts der KPdSU, die auf dem vorangegangenen Parteitag angenommen wurden, gewissermaßen veraltet sind.

„Der Sinn der Perestrojka der Partel besteht darin, sie aus einer Organisation, die über alles und alle steht, in den politischen Vortrupp der Gesellschaft — der Arbeiterklasse, der Bauern und der Intelligenz — zu verwandeln. Die Partel drückt sich in diesem Fall nicht vor Verantwortung und verzichtet nicht auf die Rolle der führenden Partel. Sie nimmt sie in strikter Übereinstimmung mit dem Gesetz sowie mit den Prinzipien des Rechtsstaates und der Gesellschaft der Bürger wahr.“

W. A. Medwedew verwies darauf, daß die Kommunisten Diskussionen über die Rolle der Partel in der Gesellschaft nicht ausweichen. „Wir sind allerdings dagegen, daß auf dieser Diskussion und auf der These der Mehrparteilichkeit spekuliert wird“, betonte er. (TASS)

### Stimmen aus Nachbarrepubliken

### Mit hohem Verantwortungsgefühl

Im Kolchos „Pamjat Lenina“, Gebiet Omsk, ist der Name von Adam Schaad allen gut bekannt. Als er noch ein Kind war, zog seine Familie ins Dorf Grjasnowka um. Hier verlebte auch seine Kindheit. Kurz vor dem Armeedienst erlernte er den Beruf des Fahrers. Schon damals faßte er den Beschluß, auf dem Lande zu bleiben und hier zu arbeiten. Nach dem Armeedienst kehrte er in sein Heimatdorf zurück und schon nach einem Monat konnte man ihn am Lenkrad eines Kraftwagens sehen. Später sattelte Adam auf einen Bus um. Er be-

förderte die Melkerinnen zweibisweilen auch dreimal am Tag vom Dorf zu dem weitentlegenen Melkplatz. Seine Arbeit verrichtete Adam immer gewissenhaft, denn von ihm hing es ab, ob die Melkerinnen rechtzeitig zum Melken kommen.

So hätte er vielleicht noch mehrere Jahre im Kolchos als Fahrer arbeiten können, wenn nicht seine Gesundheit immer schwächer geworden wäre.

Die Kolchosleitung bot Adam einen Platz in der Reparaturwerkstatt, wo er jetzt schon seit zwei Jahren als Autoschlosser ar-

bettet. Auch hier geht er an seine Arbeit mit einem hohen Verantwortungsgefühl heran. Besonders viel Aufmerksamkeit schenkt Adam Schaad den Jungen, angehenden Fahrern. Mit Rat und Tat hilft er ihnen alle Geheimnisse ihres Berufes zu erlernen.

Adam macht seine Arbeit so, daß alle damit zufrieden sind. Für sein Fleiß und Gewissenhaftigkeit wird Adam Schaad sehr hoch von seinen Kollegen geschätzt.

Irene BAUN, Gebiet Omsk

### Mit 47 Tagen Vorlauf

Die Einheit von Wort und Tat ist ein kennzeichnendes Merkmal der Belegschaft des Druckrohrwerkes der Produktionsvereinigung „Remstroi-technika“ in Alma-Ata. Das Kollektiv bewies das erneut dadurch, daß es die Jahresaufgaben in allen technologischen Kennziffern mit 47 Tagen Vorsprung erfüllte. Ja, es kam mal schon vor, daß der Betrieb sein Jahresprogramm mit zwei bis drei Tagen Vorsprung bewältigte. Aber so, wie in diesem Jahr — den Arbeitsplan ohne „Feuerwehrsätze“, ohne zusätzliche Arbeitsschichten und außerdem bei geringerer Beschäftigtenzahl eineinhalb Monate früher zu bewältigen — das war noch keinem einzigen Betrieb der „Remstroi-technika“ gelungen. Wodurch erklären sich die so hohen Produktionskennziffern? „Durch den Übergang zum Pachtvertrag seit April dieses Jahres“,

sagt der Cheftechnologe des Betriebs W. Fink. „Bis dahin haben sowohl der Arbeiter als auch der Ingenieur die Endergebnisse ihrer Arbeit nie gesehen.“ Die Arbeit unter den neuen Bedingungen ermöglichte es, viele Fragen zu lösen, Hauptsache aber — sie machte einen jeden zu einem wahren Herren in seinem Produktionsbereich. Gerade dieses Ziel wurde vom Kollektiv angestrebt, das vom jungen Direktor D. Kusijew geleitet wird. Unsere Bilder: Der Cheftechnologe Woldemar Fink (links) hat viele Verbesserungsvorschläge auf seinem Konto, deren Einführung den Produktionsbereich ökologisch sauber machen half. Neben ihm sehen Sie den Elektroschweißergadigier Nikolai Starikow. Die beste Kranführerin Scholpan Rachimjanowa. Fotos: KasTAG





# Arbeiterkontrolle in Aktion

Unter den Forderungen des Gebietstreikkomitees war auch diese: „Es ist eine Arbeiterkontrolle mit weitreichenden Vollmachten über die Tätigkeit der Handelsbetriebe herzustellen.“ Seit August dieses Jahres kontrollieren 20 Vertreter der Arbeiterkomitees zusammen mit Mitarbeitern der Abteilung für den Kampf gegen die Entwendung sozialistischen Eigentums und gegen Spekulation (OBChSS) regelmäßig die Handelsbetriebe.

Im Stadtbezirk Oktjabrski gibt es drei Arbeiterkontrollen; es ist dies der Maschinist Boris Ozewitsch aus der Grube „Stachanowskaja“, der Bergarbeiterbrüder aus dem Abbauort derselben Grube Kassen Moldabajew und der Vortriebsarbeiter Wjatscheslaw Esch aus der Grube „Karagandinskaja“. Sie nennen sich selbst eine „Interbrigade“. In knapp drei Wochen hat sie mehr als 50 Verstöße gegen die Handelsvorschriften aufgedeckt und versteckte Waren im Werte von über 11 000 Rubel auf den Ladentisch gebracht.

„Was für eine Kontrolle? Wer sind Sie eigentlich, will ich wissen? Sie haben kein Recht dazu, ich gestatte es einfach nicht!“ blitzte und donnerte die Verkaufsstellenleiterin W. Sewalnewa.

Sehr bald klärte es sich, weshalb die Leiterin der Verkaufsstelle Nr. 37 der Vereinigten Direktion „Prodtowary“ im Oktjabrski-Bezirk „Unbefugte“ den Eintritt in ihren Betrieb verweigerte. Die Einholtschen der Verkäuferinnen waren mit unbezahlten Waren für eine solide Summe vollgestopft. An verschiedensten Stellen entdeckten die Bergarbeiter versteckte Defizitwaren, darunter Kisten mit Aprikosenkompott, Kaviar, Mi-

neralwasser, das — laut Kundenaussagen — den ganzen Sommer lang nicht im Verkauf gewesen war. Alle Waren kamen unverzüglich auf den Ladentisch und wurden im Beisein der Kontrolleure verkauft.

„Ich habe damit nichts zu tun“, erklärte W. Sewalnewa kategorisch. „Die Ladearbeiter haben es für sich versteckt.“

„Für die Verkaufsstelle verantworten aber Sie“, entgegnete K. Moldabajew mit Recht. „Wie konnten denn die Kisten ohne Ihr Wissen in den Kellerraum gelangen?“

Nun änderte Sewalnewa ihr Verhalten im Handumdrehen. Von ihrer Selbstsicherheit blieb keine Spur mehr zurück. Mit Tränen in den Augen bat sie, kein Protokoll über die aufgedeckten Verstöße gegen die Handelsvorschriften aufzusetzen. Auch die Verkäuferin und die Ladearbeiter baten darum. „Doch all die guten Worte darüber, daß dies ein reiner Zufall sei, waren weiter nichts als der Versuch einer Irreführung, wie es sich später herausstellte. Als Sewalnewa dann in die Bezirksabteilung für Inneres vorgeladen wurde, warf sie im Beisein der OBChSS-Mitarbeiter den Arbeiterkontrollen folgende Worte verachtungsvoll ins Gesicht:

„Ihr gleicht jenem Matrosenpack, das im Jahre 1918 die Adelshäuser durchsuchte!“

„Sie stellen sich also dem Adel gleich?“, staunte Ozewitsch. „Und treiben Hehlerel und Betrug?“

Die Administrativkommission des Sowjets der Volksdeputierten des Oktjabrski-Bezirks hat der Sewalnewa eine Geldstrafe von 50 Rubel auferlegt.

„Kann glauben, daß diese Administrativstrafe ihre Psychologie wird verändern können“.

zweifelte Esch. „Bin überzeugt: Kommen wir morgen wieder, so finden wir ein Gleiches vor. Volle Einholtschen der Verkäufer, leere Auslagen im Geschäft und Kisten mit Defizitwaren in den hintersten Ecken.“

„Wir müssen hier unbedingt nochmals kontrollieren“, stimmte B. Ozewitsch ihm bei.

Und bald kamen die Kontrolleure wieder in die Verkaufsstelle Nr. 37. Esch hatte recht: Niemand hatte für sich Lehren aus dem Vorfalle gezogen. Der „Teufel“ hatte die Leiterin wieder zum Hehler verleitet. Auch bei der Kassiererin fand man 60 Päckchen indischen Tee vor. Sie stammten aus der Bestellabteilung, die die Veteranen des Großen Vaterländischen Krieges bedient.

„Was für ein Gewissen muß man da haben, um so zu handeln“, staunte Esch.

Auf Anordnung der Vereinten Direktion „Prodtowary“ des Stadtbezirks Oktjabrski wurde Sewalnewa ihres Postens entbunden.

Was den Vergleich mit den revolutionären Matrosen betrifft, dürfte er für die Bergarbeiter kaum kränkend sein. Jene und diese erfüllten ja ihre staatsbürgerliche Pflicht, wie die politische Lage im Lande es diktierte. Die Kollegen hatten Ozewitsch, Moldabajew und Esch mit dieser Mission betraut. Ozewitsch wurde unmittelbar während des Streiks ins Streikkomitee gewählt. Die ganze Schicht, das sind mehrere hundert Mann, hat diese Kandidatur einstimmig unterstützt. Den Kommunisten Ozewitsch kennt man in der Kohlengrube als einen ehrlichen und prinzipienfesten Mann, der auf allen Versammlungen offen gegen jede Ungerechtigkeit auftritt und jedem

Leiter ungeschminkt die Wahrheit ins Gesicht sagt.

Kassen Moldabajew wurde zuerst für das Grubenstreikkomitee vorgeschlagen, dann aber wählte man ihn in das Gebietstreikkomitee. Auf ähnliche Art kam auch der Kommunist Esch zu seinem Posten. An diese ihnen völlig unbekannte Arbeit gingen sie mit der Gründlichkeit ehrlicher Arbeiter heran, obwohl die Entmistung der Augiasställe der Unehrlichkeit ein ziemlich undankbare Sache ist.

Alle Protokolle der Kontrollaktionen leiten die Arbeiterkontrollen an die OBChSS der Abteilung für Inneres des Oktjabrski-Bezirks weiter. Gegen manche Handelsarbeiter werden strafrechtliche Prozesse angestrengt. Andere Protokolle werden an die Administrativkommission des Bezirks sowjet weitergeleitet.

„Die Gruppe unter Ozewitsch handelt gewissenhaft und Initiativ“, sagte der Leiter der BChSS in der Abteilung für Inneres des Oktjabrski-Bezirks, Major der Miliz W. Iwaschko. „Meines Erachtens war die Forderung der Kumpel, eine Arbeiterkontrolle zu organisieren, sehr richtig. Wir sind in der Abteilung zu wenig, um die Tätigkeit jeder Verkaufsstelle zu überwachen, und da helfen uns die Arbeiterkontrollen gut mit.“

Vorherrschend in der Tätigkeit der Arbeiterkontrolle bleiben jedoch bis jetzt die Feuerwehreinheit und nur sporadische Wiederherstellung der sozialen Gerechtigkeit. Für die 20 Menschen ist es wirklich unmöglich, eine ständige und regelmäßige Kontrolle jeder größeren und kleineren Verkaufsstelle oder Bestellabteilung zu organisieren.

Das ist ja auch kaum nötig. Denn allein durch die Aufdeckung versteckter Waren kann man alle Kunden nicht zufriedustellen. Es tut eine möglichst rasche Sättigung des Verbrauchermarktes mit verschiedenen Waren not.

Vera NEUMANN  
Karaganda

# Mit nichts zu vergleichende Gefühle



Alexander Arndt habe ich in Saratow auf meiner Reise durch das Wolgaland kennengelernt. Er war einer der vielen Besucher Juri Haars, des Sekretärs der Unionsgesellschaft „Wiedergeburt“, dessen Wohnung in Saratow wirklich zu einem informellen deutschen „Klub“ geworden ist. Nach einer langen Diskussion über Probleme und nach allerlei Prophezelungen und Spekulationen um die sowjetdeutsche Wiedergeburt ging man zum Thema des Alltagslebens über. Manche Gäste erzählten über ihre Arbeit. Es stellte sich heraus, daß dieser sportliche und lebensfrohe Mann ein Oberstleutnant, ein Militärflieger ist. Ich empfinde Fliegern gegenüber übrigens viel Sympathie. Dabei nicht allein wegen ihres Berufes, der eine gewisse Romantik, eingehende Fachkenntnis, körperliche Fitneß und Intelligenz in sich vereint. Mit Flugzeugen, Flughäfen, gestreiften Windfahnen und Ortungsgeräten sind die Erinnerungen an meine frühe Kindheit verbunden, denn mein Vater war einst auch ein Flieger.

Aber Alexander scheint nicht nur diese Eigenschaften zu besitzen. Er ist auch ein bißchen Lyriker, denn nur ein solcher kann von seiner Arbeit so liebevoll sprechen: „Die Fliegerarbeit ist keine leichte Beschäftigung, aber das Gefühl des Fliegens ist mit nichts zu vergleichen. Nach manchen Flügen falle ich von Müdigkeit fast um, dann vergeht etwas Zeit, und ich will wieder in den Himmel, denn er ruft mich zu sich auf neue. Welche Leute haben wir da! Vom ersten Tag meiner Fliegertätigkeit an habe ich mit guten Kameraden und echten Profis zu tun. Mein erster Betreuer war Stanislaw Iwantschko, damals Leutnant und jetzt Oberstleutnant. Gerade von ihm habe ich sozusagen die Schlüssel zum Himmel empfangen. Dafür bin ich ihm für immer dankbar.“

Inzwischen sind viele Jahre vergangen. Ich habe neue Freunde und Kommandeure bekommen. Das Schicksal verschlägt uns Flieger oft aus einem Teil des Landes ins andere. Ohne gute Freunde kann man mit seiner Arbeit nicht gut vorankommen, um so weniger in der Luft. Ein Pilot sitzt ja im Jagdflugzeug allein, und die Aufgabe, die er zu lösen hat, ist aber kollektiv. Wie unbehaglich fühlt er sich im Pilotenraum, wenn man diese Aufgabe nicht gut einspielt, nicht Flügel an Flügel erledigt. Ein Freund im Himmel bedeutet viel mehr als einer auf der Erde. Jeder Flieger weiß gut, daß sein Freund ihn während des Fluges unter keinen Umständen im Stich läßt. Gerade das verleiht ihm das Gefühl der Sicherheit und der Entschlossenheit. Solch einen Freund habe ich auch. Das ist Major Alexander Witjewski, mit dem ich seit Jahren befreundet bin.“

Alexander Arndt fliegt seit 1972. 2 000 Stunden hat er bereits im Himmel Polens, des Kiewer und des Wolga-Militärbezirks verbracht. Das macht fast

84 Tage und Nächte aus. Er fliegt vier Typen von Kampfmaschinen.

Noch als Junge träumte Alexander in seiner Heimatsiedlung Kysyl-Tu im Gebiet Koktschetaw, wo er 1950 geboren wurde, von diesem Beruf. Der deutsche Junge strebte hartnäckig nach Verwirklichung seines geheimen Traumes, lernte tüchtig in der Schule, härtete durch Sport seinen Körper ab. Sogar Alexanders Eltern Eduard und Maria Arndt wußten nichts von Vorhaben ihres Sohnes, nach der Absolvierung der Schule ein Studium an einer Militärfliegerschule aufzunehmen. Nach dem Wehrdienst in der Sowjetarmee im Jahre 1970 bezog Alexander die Offiziershochschule Charkow. Für die Eltern, die ihr ganzes Leben lang Bauern waren, ausgenommen die Jahre in der „Arbeitsarmee“, als sie sich beim Holzschlag „umqualifizieren“ mußten, war dieses Ereignis im Leben Alexanders eine echte Überraschung. Er unterbrach damit die berufliche Tradition der Familie Arndt und widmete sein Leben dem Himmel.

Alexander erzählte mir mit viel Wärme über seine Eltern. Die Mutter stammt aus dem Dorf Schwab, der Vater — aus dem Dorf Issenburg im Gebiet Saratow. Maria und Eduard Arndt haben ein für die meisten Deutschen unseres Landes typisches Schicksal: eine schwere, durch die Armut und die Willkür der Kollektivierung geprägte Kindheit, eine plagende, häufig ungelohnte Arbeit der vom Staat nationalisierten Kolchosbauern unter der steten Gefahr, dem Unterdrückungsapparat des NKWD zum Opfer zu fallen; dann die Deportation nach Kasachstan und Verbannung „auf ewig“ unter Aufsicht von Kommandanten, „Taufwetter“ mit der Neulanderschließung.

„Meine Eltern haben eine harte Lebensschule hinter sich und haben dabei Herzensgüte und eine wohlwollende Einstellung den Menschen gegenüber bewahrt. Ihre Liebe zum Leben, ihr Fleiß und Glaube an die Gerechtigkeit halfen ihnen, unter den unmenschlichen Bedingungen zu überleben und trotz alledem ehrlich zu arbeiten. Mein Vater wurde dafür mit zwei Orden ausgezeichnet. Er war sein ganzes Leben Bauer und hat nicht nur

Welzen auf dem Feld, sondern auch den Samen der Gutherzigkeit und der Achtung den Menschen gegenüber in uns Kindern gesät. In den schweren 50er Jahren wußten wir Kinder auf dem Dorf nicht, was ein Kindergarten heißt. Unsere Familie lebte damals sehr arm, aber wir vier Kinder waren glücklich, solche Eltern zu haben“, sagte mir Alexander Arndt.

Vor 21 Jahren verließ mein Gesprächspartner sein Elternhaus. Nun lebt er mit seiner Familie — Frau Natalja und Kindern Sascha und Lena — im Gebiet Saratow an der Bahnstation Sennaja bei Wolok. Die Eltern sind jetzt im Ruhestand und besuchen oft Eduard, Maria und Eduard freuen sich, daß ihre Kinder besser und glücklicher als sie in ihrem Alter leben. „Darin liegt vielleicht der Sinn des Lebens. Wozu denn leben, wenn nicht für eine bessere Zukunft?“, so meint Alexander.

Ganz besonders haben sich die Eltern in diesem Jahr für ihren Alexander gefreut, als er vom Präsidium des Obersten Sowjets der UdSSR mit einem Orden des Roten Sterns für seinen tadellosen Luftstreitkräfteauszeichnung wurde.

Außer den Eltern sind Alexanders Landsleute aus Kasachstan häufige Gäste in seinem Haus. Viele von ihnen haben hier im Wolgaland vor dem Krieg gelebt. Obwohl sie in der kasachischen Steppe Wurzeln geschlagen haben, zieht ihr Heimatboden an der Wolga sie immer noch zu sich.

Alexander und Natalja — Russin — verstehen dieses Gefühl gut. Darum unterstützen sie völlig die Idee der Wiederherstellung der sowjetdeutschen Autonomie.

„Das Gefühl der Heimat, wo man das Licht der Welt erblickt hat, mit der einen seine Kindheit und Jugendzeit, die ersten Freuden und Leiden verbindet, ist mit nichts zu vergleichen“, sagte mir Alexander Arndt zum Abschied.

Igor SPASSKI  
Alma-Ata

Unser Bild: Oberstleutnant Alexander Arndt (links) mit seinem Flug.

Foto: Familienarchiv A. Arndt



20 000 Tonnen — soviel vitaminreiche Erzeugnisse hat heute der im Gebiet Alma-Ata größte Gemüsebauwchos „Leninski“, Rayon Kaskelen, an die Stadt zu liefern. Fast die Hälfte davon entfällt auf die zweite Abteilung, wo den Gemüsebau hauptsächlich Mesched-Türken betreiben, die unter der örtlichen Bevölkerung als fachkundige Feldarbeiter bekannt sind.

Unsere Bilder: Die letzten Tage der Erntezeit sind die angespanntesten. Deswegen teilt die Abteilungsleiterin Ismichan Karimow (im Bild Mitte) den Brigadiern und anderen führenden Mitarbeitern der Abteilung schon frühmorgens exakte Aufgaben.

Paschali Bairamow, einer der besten Gemüsebauern des Sowchos „Leninski“, Brigadier der zweiten Abteilung.

Fotos: KasTAg



## Begegnungen mit der Vergangenheit

# Sternschnuppe

Am Abend, beim flackernden Schein eines aus Reisig angelegten Feuers, kamen dann alle Bauern der Umgebung, um den Erzählungen des Archäologen zu lauschen.

Und im Erzählen war Paul Rau ein unübertroffener Meister. Lebhaft erstand aus seinen Schilderungen die Geschichte eines großen Heerführers aus der Zeit der Goldenen Horde, der hier vor langer Zeit von seinen Reitern nach einem blutigen Kampf bestattet worden war. Er zeigte den stauenden Bauern das große eiserne Schwert mit dem kunstgerecht aus einem Schmuckstein geschnittenen Griff, Fetzen seines aus dickem Seidenstoff gefertigten Gewandes, Pfeil- und Speerspitzen... aber auch Dutzende von gediegenen Goldgegenständen, die sich in diesem Grab befanden. Diese von Paul Rau in seinen Werken genau beschriebene Begräbnisstätte war für die Wissenschaft von großer Bedeutung. Mehr noch war sie die Ursache unendlicher Gespräche der Bauern bei ihren Zusammenkünften in den „Maistuben“, wobei der beträchtliche Goldfund ein großes Spielfeld der Phantasie der abergläubischen Bauern bildete.

Stundenlang konnte er den Bauern von den Skythen, einem Nomadenvolk und ihren interessanten Schätzen erzählen, die man nicht einmal zu suchen brauchte — man mußte sie einfach ausgraben. Die Bauern flüsternd miteinander — sie waren überzeugt, der Städler sei nicht ganz richtig im Kopf. Aber dennoch achtete man ihn. „Der Kuppelkommissar“, Neues Leben, Moskau.

Denn man wußte, daß Paul Rau sich als Lehrer in der Schule bestens bewährt hatte. Ihn konnte man des Nachts aus dem Bett holen, wenn es galt, einen unerklärlichen Fund oder eine Erscheinung zu erklären, oder ihm zum Beispiel aus einem 60 Kilometer abseits liegenden Dorf einen blinden Wolfswelpen zu bringen, den der unerschrockene Gemeindevorsteher aus einer Wolfhöhle herausge-

nommen hatte. Der Mann interessierte sich für vermoderte Knochen und alte Tonscherben, warum nicht auch für ein Wolfjünges?

Paul Rau gab die Universität auf, ohne recht zu wissen, wie er die Familie und sich selbst durchbringen würde. Zu dieser Zeit wurde ich als erstes Kind geboren. Sie nannten mich Georg. Aber Vater hatte wieder Glück. In Pokrowsk, dem heutigen Engels, wurde ein Museum eröffnet, dessen Direktor Georg Dinges wurde. Er nahm Vater als Leiter der Abteilung Archäologie zu sich.

Nun konnte er endlich das Zeichen für „Utschpedgiz“ aufgeben.

Im Auftrag der Moskauer Verwaltung „Glawnauka“ untersuchte er im Sommer 1925 ein großes Territorium und legte über zwei Dutzend alte Grabstätten frei, von denen vierzehn seiner Meinung nach aus der Zeit des Römischen Reiches stammten. Die Funde aus diesen Grabstätten schrieb er im Buch „Hockergräber der römischen Zeit“.

Im nächsten Sommer setzte Paul Rau die Ausgrabungen bei dem Dorf Alt-Weimar fort. Unverhofft mußten die Arbeiter unterbrochen werden: beim Bau einer Brücke östlich der Ortschaft Boaro entdeckten Arbeiter irgendwelche Scherben und halbvermoderte Knochen. Er eilte hin. Sorgfältig sammelte und zeichnete er sie. Studium und Restauration zeigten, daß die Reste der menschlichen Skelette und des Hausrates der skythisch-sarmatischen Kultur angehörten.

„Der Archäologe muß ebenso wie der Arzt eine bestimmte Fachrichtung, eine Spezialität aufweisen“, sagte Rykow einmal zu ihm. „Befassen Sie sich mit den Skythen und Sarmaten, das sind sehr interessante Völker. Das kann Stoff zu einer soliden Forschungsarbeit liefern.“

Vor einigen Jahren hätte er über Pawel Sergejewitsch Worte gelächelt: Ob der Professor seine Möglichkeit nicht überschätze! Doch jetzt war er schon kein schüchterner Laie mehr, sondern Verfasser zweier gedruckter Werke. Er hatte Erfahrungen ge-

sammelt, er konnte sich mit etwas Bestimmtem befassen. Rykow, halte recht: Die Skythen und Sarmaten kannte Paul besser, und auf sie würde er seine Aufmerksamkeit konzentrieren.

Zwei Jahre lang leitete er die Ausgrabungen in Boaro, arbeitete von früh bis spät, ohne sich und seinen Kollegen Ruhe zu gönnen. Die Ergebnisse dieser Riesensarbeit faßte er in zwei Büchern zusammen. „Prähistorische Ausgrabungen auf der Steppenseite des deutschen Wolgabiebes im Jahre 1926“ und „Hockergräber der Wolgasteppe“.

„Der Kuppelkommissar.“ Neues Leben, Moskau.

Es war in der Steppe, ein halbes Dutzend Kilometer von Alt-Weimar entfernt. Die vom Dorfsojuz geteilten Arbeiter hatten unter Leitung von Paul Rau ein Hünengrab angeschnitten und in wochenlangem harter Arbeit unter der sengenden Steppensonne bereits die Tiefe im gewachsenen Erdboden erreicht, in der gewöhnlich die eigentliche Bestattung zu erwarten war. Der Archäologe konnte vor Aufregung keine Ruhe finden, obwohl er schon mehr als ein hundert Grabstätten aus prähistorischen Zeiten geöffnet hatte. Er gebot den müden Arbeitern äußerster Vorsicht beim Graben und achtete darauf, daß der Augenblick nicht verpaßt wird, da die ersten Merkmale zutage treten. Dann mußte die Arbeit mit Spaten und Hacke aufhören. Nur Messer, Bürste und die feinfühligsten Finger des Archäologen konnten Krümchen für Krümchen Erde entfernen, damit die von der geringsten Berührung leicht in Moder verfallenden Oberreste der Bestattung nicht für immer zerstört würden. Die Mittagszeit war längst angebrochen, aber die Arbeiter, von der Aufregung und fleißigen Spannung des Archäologen angesteckt, vergaßen, daß es Zeit war, ins Dorf zu Mittag zu gehen. Aber da sagte auf einmal der Expeditionsleiter: „Schluß! Jetzt! Alle gehen Mittag essen. Um vier Uhr erwarte ich euch alle wieder zurück. Es bleibt nur noch Arbeit für eine oder anderthalb Stunden.“

„Und Sie? Kommen Sie nicht

mit? Meine Male hat heute Heftlöbe gekocht und erwartet Sie zu Tisch.“

„Nein, ich bleibe. Wie leicht könnte eine Kuh oder ein Pferd in die Grube stürzen und sich und der Ausgrabung Schaden anrichten. Geht nur und macht euch um mich keine Sorgen.“

„Wir gehen ja schon. Aber passen Sie auf, die Wände des Schachts sind unzuverlässig, sie können einstürzen.“

Allein geblieben, schritt der Archäologe ein paarmal vor den aufgeworfenen Erdhügeln auf und ab, schaute immer wieder in die Grube, und seine Aufregung steigerte sich mehr und mehr.

Schließlich hielt er es nicht länger aus, nahm seine Werkzeugtasche und stieg behutsam in den Schacht.

Als die Arbeiter gegen vier Uhr zurückkehrten, sahen sie schon von weitem, daß etwas Schreckliches geschehen war. Der Schacht war eingestürzt, und die Erdmasse hatte dem Archäologen keine Zeit mehr gelassen, um aus der Grube zu steigen. Die Arbeiter fanden ihn bis zum Hals verschüttet, ohnmächtig, mit blau anlaufendem Gesicht. Sie holten frisches Wasser, mit dem sie den „Kuppelkommissar“ wieder zum Bewußtsein brachten.

Am nächsten Tag leitete er mit ungebrochenem Enthusiasmus die Ausschachtung der zugeschütteten Bestattung.

Jetzt konnten Forscher, die sich mit der Kultur der Skythen und Sarmaten irgendwie befassen, nicht mehr ohne die Veröffentlichungen von Paul Rau auskommen. Deshalb standen seine Arbeiten auch auf dem Programm von wissenschaftlichen Tagungen. Im Jahre 1927 war er einer der drei bekanntesten sowjetischen Archäologen, die eine Einladung zu „Internationalen Archäologenkongress“ in Dresden erhielten. Doch Paul Rau durfte nicht nach Dresden fahren, weil er „mit dringenden Angelegenheiten des wolgadeutschen Museums in Engels beschäftigt war.“ So hieß es jedenfalls. Denn von den drei Wissenschaftlern durfte nur er nicht fahren, weil er ein Deutscher, ein Rußlanddeutscher war. Die Berliner Humboldt-Universität verlieh ihm den Titel „Doktor der archäologischen Wissenschaft“ honoris causa (ehrenhalber), aber auch diese Ehrung durfte Paul Rau in Berlin nicht entgegennehmen. Wieder ließ man ihn nicht ins Ausland reisen, obwohl er ein angesehener Wissenschaftler geworden war. Das bewiesen auch die

vielen von sowjetischen und ausländischen Zeitschriften angeforderten Beiträge. Zuletzt wurde er Direktor des wolgadeutschen Zentralmuseums in Engels und Privatdozent an der Engländer Pädagogischen Hochschule. (Heimatsbücherei Stuttgart).

Zu dieser Zeit begann sich die von Stalin ins Leben gerufene Hydra zu recken und zu rühren. Die ersten Tausende unschuldige Opfer füllten die Gefängniszellen der Städte und Rayonzentren. Unter ihnen war auch Professor Georg Dinges. Paul Rau, der Schüler, Freund und Verehrer des Sprachforschers, wurde darauf mehrmals nach Saratow zitiert, meist zur Nachtzeit. Als er nach der dritten oder vierten unfreiwilligen Visite am frühen Morgen in seine Wohnung in Engels zurückkehrte, war er äußerst verstört. Margarethe Nikolajewna, seine Gattin, fragte den aufgeregt im Zimmer hin und her laufenden Mann:

„Was wollen die denn eigentlich von dir, Paul?“

Paul Rau unterbrach seine Wanderung durch das Zimmer nicht, schlug nur immer die rechte Faust in den linken Handteller und murmelte vor sich hin: „Nein, ein Verräter werde ich nicht! Ein Verräter werde ich nicht!“

Auf die wiederholte Frage seiner Frau antwortete er schließlich: „Gretchen, sei froh, daß du von all dem nichts ahnst.“

Um neun Uhr ging er wie immer zur Arbeit ins Museum... und verließ sein kleines Arbeitszimmer nicht mehr lebend.

Untersuchungen setzten ein GPU-Leute kehrten in der Wohnung das Oberste zuunterst, schlepten Manuskripte von Vaters archäologischen Abhandlungen, Bücher über Geschichte und Archäologie ausländischer Herkunft, Zeichnungen und Photographien offener Grabstätten weg und verhörten die Museumsarbeiter und Margarethe Nikolajewna. Einen Tag darauf brachten irgendwelche Zeitungen die Meldung, Paul Rau hätte sich das Leben in einem Schockanfall genommen, ohne dazu irgendwelche Ursachen zu haben. „Gegen ihn lag nichts vor“, so hieß es. Aber dessen ungeachtet wurde Margarethe Nikolajewna in Mariental, wohin ihr nach dem Unglücksfall zurückkehren gezwungen waren, regelmäßig des Nachts ins Gebäude der GPU und später des NKWD gerufen, wo man mit erstaunlicher Hartnäckigkeit immer wieder wissen wollte, mit wem sich Paul Rau in seiner Engländer Wohnung, bei seinen Besuchen in Mariental ge-

troffen habe und was dann gesprochen wurde. Die Antworten unserer Mutter, Paul Rau hätte mit seinen Kollegen meist von Ausgrabungen, von der skythisch-sarmatischen Kultur gesprochen, befriedigten die Schergen nicht. Erst als bei der Ausstellung im August 1941 Mutter und Schwester mit der übrigen Bevölkerung der ASSRWD aus der Heimat nach in die Kulundasteppe im Altai deportiert wurden, geriet sie aus den Argusaugen der NKWD.

Erst als man die Gruelheiten der Stalinschen Opritschniki allmählich aufzudecken begann, konnte ich mir die Geschehnisse in jenem Jahr 1930 erklären. Es konnte so gewesen sein: Professor Dinges wurde verhaftet. Um den Scheln zu wahren, und diesen Akt in den Augen der Weltöffentlichkeit zu rechtfertigen, mußten schwerwiegende „Zeugenaussagen“ zu Protokoll genommen werden. 1930 hatte man dergleichen Aussagen bei einem Gerichtsprozeß noch nötig. 1936 — 1937 wurden solche „Nichtigkeiten“ bekanntlich nicht mehr beachtet. Mit einem Wort: Aussagen gegen den Professor von selten seiner engsten Freunde waren unschätzbar bei der „Überführung“ eines „Volksfeindes“ gewesen. Paul Rau, der sich dazu nicht hergeben konnte, drohte die Gefahr, Nachbarinassess der Dinges-Zelle zu werden.

Professor Georg Dinges starb in einem sibirischen Häftlingslager an Typhus. Paul Rau, der in seinem kurzen Leben gleich einer Sternschnuppe an dem damals finsternen Himmel unserer Heimat aufleuchtete, verglühte in einem Augenblick.

Aber trotz aller Bemühungen, die in den Jahren des Stalinkultes unternommen wurden, Menschen wie Georg Dinges und Paul Rau aus der Erinnerung des Volkes zu tilgen, sind ihre Werke nicht mit ihnen verglüht. Vor mir liegt der Archäologische Sammelband, herausgegeben im 1966 vom Verlag der Saratower Universität. In dem von Professor Iwan Wassiljewitsch Sinzyn verfaßten Beitrag „Altortliche Denkmäler der Steppenseite der Wolga“ kann man fast auf jeder Seite den Namen Paul Rau lesen, auf dessen wissenschaftliche Forschungen und Entdeckungen sich der Professor beruft. Ein zweites Buch, gewidmet Pawel Sergejewitsch Rykow, der 1937 einer Verleumdung zum Opfer fiel, 1942 im Lager starb und später rehabilitiert wurde, berichtet auch von Paul Rau und seinen Ausgrabungen an der Wolga. Die Leiterin der Sektion

„Bronze“ bei der Lemnigrader Ermitage Kandidatin der Geschichtswissenschaften Natalia Kirillowna Katschalowa schrieb dem Autor dieses Beitrages am 31. Juli 1965:

„1927 entdeckte Paul Rau bei Ausgrabungen nahe des Dorfes Staraja Poltawka eine Gruppe Bestattungen aus der Bronzezeit, die er bedingt „Poltawkaer Stufe“ nannte. Es sei betont, daß die Ausgrabungen für die damalige Zeit auf hohem Niveau durchgeführt wurden mit sorgfältiger Fixierung der gefundenen Gegenstände und Überreste, einer genauen und vollständigen Beschreibung dieser Funde, ohne die sogenannten „Kleinigkeiten“ zu mißachten. Die Ergebnisse dieser Forschungsarbeit wurden von Paul Rau in seinen Werken „Hockergräber der Wolgasteppe“ und „Neue Funde aus Hockergräbern des Wolgadeutschen Gebiets“ veröffentlicht.“

Aufgrund eigener Ausgrabungen sowie Forschungen anderer Archäologen und zufälliger Funde beschrieb Paul Rau als erster die spezifischen Merkmale dieser Gruppe. Die Steppenulturen der Bronzezeit eingehend charakterisierend, stellte er die Besonderheiten der Poltawkaer Denkmäler fest, die sie von anderen Bestattungen unterscheiden. Zur archäologischen Erkenntnis des Entwicklungsprozesses der Kulturen der Bronzezeit an der Unteren Wolga begründete Paul Rau als erster ihre Wechselbeziehungen, die sein Vorgänger und Lehrer Pawel Sergejewitsch vor ihm geäußert hatte.

Mehr als vierzig Jahre, die seit der Veröffentlichung dieser Arbeiten vergangen sind, neue in diesem Territorium vorgenommene Ausgrabungen bestätigen voll und ganz die Richtigkeit der von Paul Rau geäußerten Ansichten. All das zeugt davon, daß in Paul Rau die Archäologie einen sorgfältigen und einseitigen Forscher einen begabten und weit-sichtigen Wissenschaftler gehabt hat.

Professor Alkei Margulan von der Akademie der Wissenschaften der Kasachischen SSR und der Archäologie Mir Kadyrbajew versicherten mir, daß der Name Paul Rau und seine archäologischen Forschungen auch heute nicht an Bedeutung verloren haben und daß die jungen Archäologie-Studenten sich in ihrem Grundwissen auf diese Forschungen stützen.

Georg RAU



# Hier ruhen deutschstämmige Moskowiten

## Auf dem Wwedenskoje-Friedhof in Lefortowo

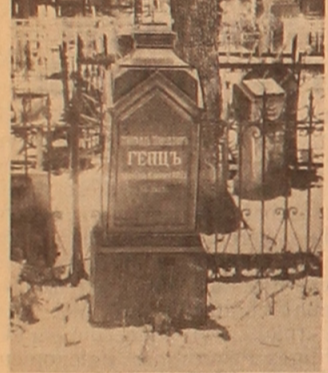
Ringsherum herrscht Ruhe. Die alten Bäume strecken ihre kahlen Äste gen Himmel. Der leichte Herbstwind säuselt leise in ihren hohen Kronen. Auf der eisigen Erde liegt ein feuchter Laubteppich. Ich gehe auf einem sauberen Pfad zwischen Marmorkreuzen, Obelisken und trauernden Engeln. Jeder Grabstein ist einmalig, man findet darunter kaum zwei, die einander gleichen. Jeder davon ist ein Meisterwerk, ein Denkmal der Vergangenheit. Die eingemeißelten Inschriften schauen mich mit ihren Buchstaben traurig an. Auf einem Grabstein lese ich: „Hier ruht Christian Christianowitsch Meyen, Begründer der Technischen Schule Komissarowsk, gestorben 1875.“

Neben mir ist Professor des Moskauer Konservatoriums Karl Augustowitsch Kinn besetzt. Etwas weiter fand Emilie Schünnemann — ein romantisches Herz — ihre Ruhe. So sentimental klingen die Verse auf ihrem Grab:

„Hier ruhe ich im Grabe so still allein,  
Hoch über mir der blaue Himmel im Sonnenschein.  
Ihr Lieben, kommet aus der Ferne zu mir heraus,  
... Die Liebe sucht im Grabe nicht,  
Sie schwang sich auf Windesflügeln empor zum Licht  
Und schaut aus den Himmelshöhen hierher hinab,  
Und siehet Euch Lieben betend an meinem Grab.“

Ein weiterer Grabstein berichtet kurz und bündig, wie es den Militärs geht: „Oberst Theodor Meyen, Geboren in Archangel am 31. Oktober 1827, gestorben in Moskau am 22. Juli 1866.“

Nachher folgt eine Zeile: „Gott sei mir Sünder gnädig!“



Ich befinde mich auf dem Wwedenskoje-Friedhof in Moskau. Er wurde 1771 in der Leichen Vorstadt gegründet, heute auf dem Territorium des Kalinin- und des Baumgarten-Bezirks der Hauptstadt auf dem Wwedenskoje-Berg liegt (so benannt nach dem nahegelegenen Dorf Wwedenskoje). Auf dem Wwedenskoje-Friedhof wurden ursprünglich die Einwohner der Deutschen, richtiger der Ausländer-Vorstadt, beigesetzt, das heißt die Westeuropäer. Darunter trifft man hier viele Grabsteine mit Inschriften in Englisch, Französisch, Italienisch, Polnisch, Lettisch, Niederländisch. Später wurden auf dem Friedhof auch Russen, Juden und Tataren begraben. Katholiken, Protestanten, Atheisten, Russisch-Orthodoxe, Juden, Adlige, Kommunisten, Militärs und Künstler liegen hier nebeneinander — so viel unterschiedliche Leute auf einem Stück Land! Vor kurzem noch war das die einzige zugelassene Art „Pluralismus“ unter unserem Himmel...

Ich gehe langsam den Pfad entlang. Da sehe ich das Grab noch einer Militärperson — eines mit mehreren Kreuzen und Orden, dekorierten Generals. Das ist Karl Gustawowitsch Staal — der ehemalige Kommandant von Moskau, Held des Vaterländischen Kriegs von 1812, ein treuer Diener von Gott, Kaiser und Vaterland, der mit seinen Kavalleristen bis nach Paris kam. Ich lese auf der rechten Seite des Grabsteines die Namen der Ortschaften, wo General Staal gegen die Grande Armee Napoleons für die Freiheit Rußlands gekämpft hat: Bautzen, Dresden, Kulm, Leipzig, Bar sur Aube, Troyes, Labrusel, Paris. Der General starb 1853. Auf der Marmortafel lese ich auf russisch: „Zum Zeichen der Dankbarkeit und Achtung von Untergebenen und Freunden.“



Auf seinem Grab liegt einsam eine weiße Rose.  
Auf einem anderen Grabstein ist auch eine Widmung angebracht, diesmal auf deutsch: „Dr. Peter Gottlieb Brosse, wirkli-

chem Staatsrath und Ritter, Sufter und Direktor des Augenhospitals aus Dankbarkeit gewidmet vom Consell“ des Augenhospitals in Moskau.“

Vorne steht noch ein altes Grabmal: „General-Superintendent August Jürgenssen, geboren in Riga am 8. September, gestorben in Moskau den 24. Mai 1887. Christus ist mein Leben und Sterben ist mein Gewinn. Phil. 1.21. Ihrem Oberhirten die Gemeinden und Prediger des Moscovischen evangelisch-lutherischen Consistorial-Bezirks.“

Der Pfad führt mich weiter. Endlich sehe ich das Grab, wegen dem ich eigentlich bereits zum dritten Mal den Wwedenskoje-Friedhof besuche. Ein glatt poliertes Marmorkreuz — das Symbol der Selbstauferweckung Christi — steht auf einem großen rohen Findling — einem winzigen Teil der wilden Natur. Der Findling trägt eine Inschrift in Gold: „Friederich Joseph HAAS“. In diesem Grab ruht Moskaus „heiliger Doktor“ Friedrich Joseph Haas, den jeder Moskauer um die Mitte des 19. Jahrhunderts kannte und liebevoll Fjodor Petrowitsch nannte.

Vorher war ich also schon zwei Mal an seinem Grab — im Frühling und im Winter. Und jedes Mal habe ich Tannenzweige und frische Blumen daran liegen sehen. Auch an diesem Frühlingstag war mein kleiner Blumenstrauch nicht der einzige hier. Der Name des legendären Philantropen, selbstlosen Arztes, Begründers des in Rußland ersten Wohltätigkeitskrankenhauses für arme und obdachlose Patienten (gegründet 1844) ist noch nicht in Vergessenheit geraten. Im Gegenteil: Die Idee der christlichen Nächstenliebe, dessen leidenschaftlicher Verfechter Haas sein Leben lang war, klingt heute lebhaft an die Idee der Demokratisierung unserer Gesellschaft an.

Es freut mich sehr, daß nicht nur ich allein zur Ruhestätte des „heiligen Doktors“ von Moskau pilgere. Ich freue mich auch, daß die im vorigen Jahr in Odessa gegründete Barmherzigkeits-Gesellschaft den Namen Friedrichs Joseph Haas trägt.



In den Findling ist auf lateinisch ein Zitat aus dem Evangelium von Lukas eingemeißelt: „Beati servi illi Quos comenerit Dominus, inveniet vigilantes.“ („Selig sind die Knechte, die der Herr, so er kommt, wachend findet.“) Ich lege meine Blumen auf die an der frischegezeichneten Umzäunung hängenden Ketten: Das sind die berühmten Handelen, die Doktor Haas für die nach Sibirien verbannten kriminellen und politischen Verbrecher auf eigene Kosten haufenweise hatte fertigen lassen. Diese Ketten ersetzten die Eisenstange, an der die Verbannten beider Geschlechter auf ihrem ganzen Weg zum Verbannungsort gefesselt wurden. Dadurch versuchte der gutherzige Arzt, den „armen Sündern“, für die er sie hielt, ihre körperlichen Leiden zu lindern. Die seelischen Leiden der Verurteilten suchte er mit erbaulichen Schriften zu stillen, die er ihnen auf dem Sammelplatz vor dem Abgang nach Sibirien zusteckte. Die Verbannten hätten, wie die Zeitgenossen berichteten, in manchen sibirischen Kohle- und Erzgruben Friedrichs Joseph Haas zu Ehren die Ikone des heiligen Feodors, des Beschützers der leidenden Irrgänger, geweiht...

Der Pfad führt mich zu einem hohen Grabmal aus schwarzem Marmor im russischen Stil mit der deutschen Inschrift: „Ruhe sanft, theurer Gatte Ferdinand Theodor Einem, geboren in Belgien den 15. Februar 1826, gestorben in Berlin den 20. Juli 1876.“ Das ist ja der bekannte Moskauer Konditor Einem! Seine Bonbons, Schokoladen, Torten und Kekse waren im vorigen Jahrhundert bei den Naschern nicht nur in Moskau, sondern auch in ganz Rußland beliebt. Ferdinand Einem, ehemaliger Unterdan des preußischen Königs, gründete 1867 eine Zuckerwarenfabrik in Moskau. Heute heißt diese Fabrik „Krasny Oktjabr“ (Barnensewskaja-Kai 6).

Das Leben von Einem war meines Erachtens für viele Rußlanddeutsche seiner Zeit typisch: Er wanderte aus dem zersplitterten Deutschland nach Rußland aus, ließ sich hier nieder und leistete einen wesentlichen Beitrag für die wirtschaftliche Entwicklung des Landes. Auch nach dem Tod blieb Einem seiner neuen Heimat treu: Er starb in Berlin, beigesetzt wurde er aber in Moskau.

\*) Französisch: Rat



Noch zwei Namen, die zur Geschichte unseres Landes gehören, finde ich hier: Franz Lefort und Patrik Gordon. Die Gebeine dieser Zeitgenossen und Mitkämpfer Peter des Großen wurden auf den Wwedenskoje-Friedhof aus der Deutschen Vorstadt im 19. Jahrhundert übertragen. Mit dem 1655 in Genf geborenen Franz Lefort ist die Entstehung der Lefortischen Vorstadt (Lefortowskaja Sloboda) in Moskau eng verbunden. Hier, auf dem linken Ufer der Jausa, war Ende des 17. Jahrhunderts das Regiment unter F. Lefort einquartiert. Der Schweizer Lefort machte in Rußland nach seiner Einwanderung im Jahre 1675 eine blühende Karriere: 1678 begann er als Hauptmann seinen Dienst in der russischen Armee, 1689 befreundete er sich mit Peter. Zwei Jahre später wurde Franz Jakowlewitsch (wie man ihn nun in Moskau und St. Petersburg nannte) vom Herrscher aller Reußen zum Generalleutnant befördert.

Der 34-Jährige Patrik Gordon verließ seine Heimat in der schottischen Grafschaft Aberdeen und kam 1661 nach Rußland, wo er sein Glück versuchen wollte. Der geschickte und unternehmungslustige Schotte suchte und fand in Rußland jener Zeit sehr viel Abenteuerliches: 1687 und 1689 beteiligte er sich an den Krim-Feldzügen. 1689 fehlte Gordon schon das Butyrski-Regiment, mit dem er später dem jungen Peter zum Sieg gegen dessen Schwester Sophie im Kampf um Krone und Macht verhalf. 1695 — 96 eroberte der russische Kaiser zusammen mit seinem schottischen Freund das Asow-Gebiet. Gordon war nicht nur Freund Peters des Großen, sondern auch sein Lehrer. Gerade Gordon inspirierte ihn zur Schaffung der russischen regulären Armee und der Kriegsmarine.

Der Liebling des Kaisers starb 1699 in Moskau im Range des Konteradmirals der russischen Marine.

Auch unsere Zeitgenossen liegen auf dem Friedhof begraben. Die prominentesten unter ihnen sind Dr. Kurt Minkner, sowjetischer Flugzeugkonstrukteur, Held der Sozialistischen Arbeit, Lenin- und Staatspreisträger und Karl Krug, erster Direktor des Elektrotechnischen Unionsinstituts, korrespondierendes Mitglied der Akademie der Wissenschaften der UdSSR. Karl Adolfovitsch Krug hat sich mit W. I. Lenin an der Erarbeitung des Planes der durchgängigen Elektrifizierung Sowjetrußlands (des GOELRO-Planes) beteiligt. Eine der Straßen in der Nähe der U-Bahnstation „Aviamotornaja“ trägt seinen Namen.



Auf dem Wwedenskoje-Friedhof ruhen auch bekannte Persönlichkeiten anderer Nationalitäten, solche wie die Maler Viktor und Apollinari Wasnezow, die Dichterin Lydia Seifullina, der Schriftsteller Michail Prischwin, der Medizinprofessor Michail Awerbach. Im Großen Vaterländischen Krieg wurden hier die gefallenen französischen Flieger der Kampfstaffel „Normandie-Neman“ beerdigt. In den 50er Jahren wurden ihre Gebeine in dem Boden Frankreichs beigesetzt...

Der Wwedenskoje-Friedhof ist ein einzigartiges bis jetzt noch einziges „Museum“ des Deutschtums in Rußland. Wenn Sie nach Moskau kommen, besuchen Sie es! Der Friedhof liegt unweit der U-Bahnstation „Aviamotornaja“. Dort, in Lefortowo, müssen Sie aussteigen und die Leute nach dem Weg zum „Deutschen Friedhof“ fragen. Bestimmt werden viele Ihnen, wie mir, diesen Weg in die unbekannte Geschichte Moskaus und Rußlands weisen.

Igor TRUTANOW,  
Korrespondent der „Freundschaft“

Fotos: Verfasser

# PA N O R A M A

## Wenn der Reise- zum Geschäftstourismus wird

### Traurige Erfahrungen von Grenzzollämtern der DDR

Hochbetrieb herrscht an den Grenzzollämtern der DDR, denn der Reisetourismus hat Hochkonjunktur. Viele DDR-Bürger wollen nur einen Blick nach „drüben“ werfen, ein wenig bummlen, ein Paar Mitbringsel und Erinnerungen erstehen. Auch die DDR ist weit offen für Gäste aus Ost und West. Doch leider nutzen ein Teil von ihnen die neuen Möglichkeiten, um ihre ureigensten egoistischen Interessen zu verfolgen. Diese Personen schaden damit sich und erschweren gleichzeitig die zügige Grenzabfertigung. Denn wie heißt es schon im Volksmund: Vertrauen ist gut, Kontrolle besser. Markante Beispiele belegen diese Weisheit.

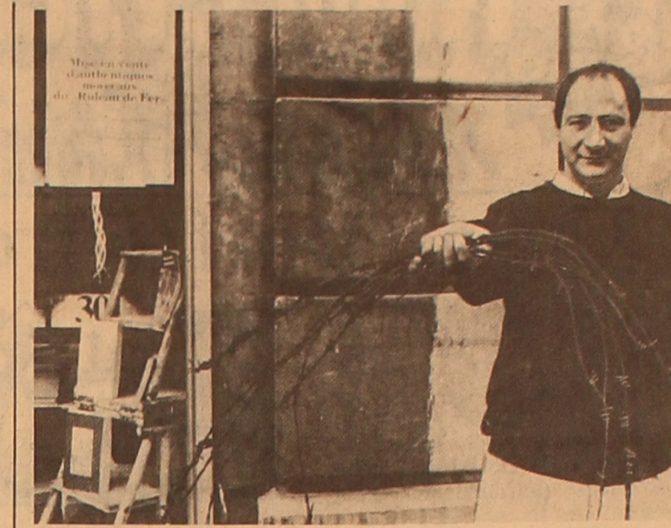
Dank der Cleverheit und Pffiffigkeit der Zöllner unseres Landes konnten vom vergangenen Sonntag bis Mittwoch dieser Woche unter anderem 808 000 Stück Modeschmuck, 31 660 Stück Zigarettens und 540 Stück Oberbekleidung bei Reisenden beschlagnahmt werden, die diese Sachen illegal in der DDR verkaufen wollten. Im gleichen Zeitraum spürten die Zollbeamten an der Staatsgrenze zu Polen beispielsweise 1 034 Paar Schuhe, 643 Kindertextilien, 689 Untertrikotagen, 613 Kilogramm Fleisch- und Wurstwaren, 9 700 Schokoladen und Süßwaren sowie 300 Kilogramm Pfeffer auf, die ins Ausland gebracht werden sollten.

Auch von der Staatsgrenze nach Berlin (West) sind in diesen fünf Tagen leider traurige Er-

fahrungen zu berichten. So wurden hier 130 Kilogramm Fleisch- und Wurstwaren, 80 Kilogramm Butter und Fette, 65 Paar Schuhe und 55 Kilogramm Backwaren sichergestellt, die ausgeführt werden sollten. Diese negativen Tatsachen rechtfertigen umfangreichere Kontrollen. Sie tragen nicht zu einem reibungslosen Reiseverkehr bei, sind sich die Zöllner einig. Die Masse müsse somit wegen Wenigen gegebenenfalls Erschwernisse in Kauf nehmen.

Einzelne Fälle zeigen, daß an diesem Schmuggel- und Spekulationsgeschäft sowohl Bürger der DDR als auch ausländischer Staaten beteiligt sind. Eine sowjetische Bürgerin hatte die Absicht, via Flughafen Schönefeld unter anderem 32 Paar Kinderschuhe und 60 Kindertextilien mitzunehmen. In Zusammenarbeit mit der Deutschen Volkspolizei wurde ein Bürger Großbritanniens in der Hauptstadt der DDR gestellt, der 22 000 Mark unberechtigt in unsere Republik eingeschleust hatte. Am Grenzzollamt Seehof fanden die Zollbeamten bei einem DDR-Bürger, der nach Westberlin reisen wollte, 7 500 Mark, die dort zum Erwerb von Gegenständen umgesetzt werden sollten.

Diese Aufzählung könnte ohne Schwierigkeiten fortgesetzt werden. Deshalb erließ der Ministerrat der DDR Sofortmaßnahmen gegen Schieber und Spekulanten, im Interesse echter Touristen.



Diese Stacheldrahtrolle wird in der Schweizerischen Stadt Lausanne den Kunden in einer normalen Buchhandlung angeboten. Sie kostet 25 Frank (15 USA-Dollar). Ein Spaß ja und auch nein. Die Besitzer der Buchhandlung behaupten, dieser Stacheldraht sei ein Teil des heute vollständig gefallenen „eisernen Vorhangs“ zwischen Ost und West. Ein Beweis dafür sei unter anderem die reiche Auswahl an Büchern aus sozialistischen Ländern in dieser Buchhandlung. Der Spaß mit dem Stacheldrahtwickel ist natürlich eine Farce, eine politische Groteske, sie verfolgt jedoch das Ziel, die Menschen von der Sinnlosigkeit und Verderblichkeit der Isolierung der Völker im gemeinsamen europäischen Haus zu überzeugen und ihnen Zuversicht einzufußeln, daß der „eisernen Vorhang“ für immer gefallen sei.

Foto: TASS

## Kriegsgefangene übergeben

Die Übergabe von zwei sowjetischen Militärangehörigen — Andrej Lopuch und Waleri Prokopschuk — an die UdSSR hat am 27. November im Hauptquartier der „Übergangsregierung“ der afghanischen bewaffneten Opposition in Peshawar stattgefunden.

Der Zeremonie der Übergabe wohnten der Botschafter der UdSSR in Pakistan W. Jakunin, der die Aufgaben des Präsidenten der „Übergangsregierung“ der Mudschaheddin Syed Ahmad Gilani, der amtierende Erste Stellvertretende Außenminister Pakistans Bashin Khan Babar, der Leiter einer Delegation des Internationalen Roten Kreuzes in Pakistan Andre Colomb, eine Delegation des gesellschaftlichen Komitees „Nadeshda“ (Hoffnung) sowie die Mütter der freigelassenen Soldaten bei.

Am gleichen Abend wird die Mitglieder der Delegation „Nadeshda“, die Mütter der ehemaligen Sowjetischen Kriegsgefangenen sowie Andrej Lopuch und Waleri Prokopschuk selbst die pakistanische Ministerpräsidentin Banzir Bhutto empfangen.

## Skandal um Wohngelder

„An das Programm zur Subventionierung von Wohnungen für arme wird man sich als einen Topf voller Gold erinnern, aus dem sich republikanische Politiker und mächtige Washingtoner Konsultanten bedienten“, schrieb das „Wall Street Journal“ zu dem Skandal im USA-Ministerium für Wohnungsbau und städtische Entwicklung (HUD). Diesen millionenschweren Betrug an den Bedürftigen des Landes nennen viele Amerikaner den schändlichsten Amtsmißbrauch der jüngeren Vergangenheit. Die Glaubwürdigkeit der Regierungspartei habe ernstlich Schaden genommen.

Seit April, als der Generallinspektor des Wohnungsbauministeriums, Paul Adams, über höchst fragwürdige Posten in der Abrechnung des sogenannten Section 8 moderate Rehabilitationsprogramme öffentlich berichtete, ist monatelang ermittelt worden. Das Programm sah vor, jährlich rund 10 000 Wohnungen in Gebieten Instandzusetzen, wo sie am dringendsten gebraucht werden. Die Hausbesitzer erhalten nach den Bestimmungen Steuervergünstigungen und Zuschüsse, damit sie die Mieten nach den Reparaturen nicht heraufsetzen. Der angestrebte Umfang von Renovierungen wurde bei weitem nicht erreicht. Wie viele Hundert Millionen Dollar es waren, weiß bislang noch niemand zu sagen. Viele zweifeln daran, ob das je festzustellen sein wird.

Ein Unterausschuß des Repräsentantenhauses befragte 15 Personen, unter ihnen ehemalige Minister und Politiker, die sich als Konsultanten für Bauunternehmer, Grundstücks- und Hausbesitzer betätigt hatten. Alle Befragten beschworen, nichts Ehrenrühriges getan zu haben. Sie hätten Projekte vermittelt, und dafür seien ihnen die entsprechenden Honorare gezahlt worden. Das alles sei auf rein gesellschaftlicher und damit lauter Grundlage erfolgt, beteuerten die meisten. Persönliche Bekanntschaften mit HUD-Beamten wären dafür nicht ausschlaggebend gewesen.

Soviet Ehrlichkeit veranlaßte den Abgeordneten Christopher Shays zu der Feststellung: „Wir

haben hier eine Sache, die hinter vorn stinkt, aber keine Bestimmungen, keine Gesetze wurden verletzt.“

Zu den bisher vor den Unterausschuß geladenen gehörten der ehemalige Innenminister James Watt, der für die Vermittlung dreier Projekte 420 000 Dollar einstrich. Einige Telefonate mit dem Ministerium hätten genügt, so der durch und durch selbstverständliche Watt, um die Geschäfte unter Dach und Fach zu bringen. Richard Shelby, unter der Reagan-Administration Beamter im Weißen Haus, wurden 445 000 Dollar für seine Vermittlerdienste gezahlt. Als fachkundige Konsultantin galt Carla Hills, die in der Ford-Regierung Wohnungsbauminister gewesen war und jetzt Handelsbeauftragte der USA ist. Ihr Honorar betrug 138 445 Dollar. Auch zwölf frühere Beamte des Wohnungsbauministeriums entzogen dem Programm erhebliche Summen. Mit 1,3 Millionen Dollar bediente sich Joseph Straub, von 1981 bis 1983 engster Mitarbeiter des Wohnungsbauministeriums, am besten. Hunderttausende Dollar gingen auch an Paul Manafort, Berater für die Wahlkampagnen von Ronald Reagan und George Bush.

Diese Aufzählung ließe sich um viele Namen, die in der USA-Politik mitmischten und das zum Teil noch heute tun, ergänzen. Die „Verteilung“ der Summen wurde, wie sich erst nach mehreren Anhörungen herausstellte, von Samuel Pierce, von 1981 bis 1988 Wohnungsbauminister, und seiner persönlichen Referentin, Deborah Dean, mit Umsicht und Bedacht gesteuert. Pierce verweigerte im Oktober die Aussage vor dem Ausschuß und bief sich auf die 5. Ergänzung zur Verfassung des Landes, die Schutz vor erzwungener Selbstschuldigung gewähre. Das ist nur eines seiner Motive.

Spätestens bei den Äußerungen von Paul Manafort vor dem Parlamentsausschuß wurde nämlich klar, daß das Section 8 Programm zur Erhaltung billiger Wohnungen ein verdeckter Wahlfonds der Republikanischen Partei war und manchen von deren Getreuen auch persönlich nicht

ärmer machte. Die Wochenzeitung „The Nation“ kommentiert das ohne Umschweife. „Als Individuen gehören die Bauunternehmer und Grundstücksmakler zu den großzügigsten Geldgebern für die Wahlkampagnen von Präsidentschafts- und Kongreßkandidaten. Als Institution hat das politische Aktionskomitee des Nationalen Verbandes der Grundstücksmakler ein weit verzweigtes Netz und greift, wenn es sein muß, tief in die Tasche.“ Zur Wahlkampagne 1987/88 habe der Verband mit 5,9 Millionen Dollar beigetragen und sei damit größter Spender unter den Unternehmensverbänden der USA gewesen.

Der jetzige HUD-Minister James Kemp hat erst einmal das Programm zum Erhalt billiger Wohnungen storniert. Zynisch und empörend nannte der Sprecher des Repräsentantenhauses, Thomas Foley, diesen Schritt. Offenbar werde der Skandal als Vorwand genutzt, um möglichst viele Sozialleistungen zu streichen, warnte er. Zwischen 1981 und 1988 wurden die Wohnungsprogramme für einkommensschwache Familien von 33 Milliarden Dollar auf acht Milliarden Dollar zusammengestrichen. Das führte zu einigem Gedränge an der Futterkrippe. Zehntausende billige Wohnungen gingen in den acht Jahren verloren. Sie wurden entweder abgerissen oder modernisiert und als Luxusapartements vermietet beziehungsweise verkauft.

Nur ein Viertel der 31,9 Millionen USA-Bürger, die unterhalb der offiziellen Armutsgrenze leben, erhalten irgendeine Form von Mietbeihilfe. Zwei Drittel aller einkommensschwachen Familien zahlen etwa 60 Prozent ihres Lohnes für Miete. Eine geringe Mieterhöhung, vorübergehende Arbeitslosigkeit oder eine längere Krankheit könne diese Familien ins Unglück und in die Obdachlosigkeit bringen, stellte die Rutgers Universität in New Brunswick (Bundesstaat New Jersey) in einer Studie fest. Die Zahl der Obdachlosen in den USA betrage gegenwärtig vier Millionen, heißt es weiter, und steige jährlich um mindestens 20 Prozent.

## In wenigen Zeilen

PRAG Sirenen und Kirchenglocken leiteten neulich in der CSSR einen landesweiten zweiwöchentlichen Generalstreik ein, zu dem das Bürgerforum auferufen hatte. Mit dieser gemeinsamen politischen Willensbekundung wollten die Werktätigen ihren Forderungen nach grundlegenden Veränderungen im gesellschaftlichen Leben Nachdruck verleihen.

BRUSSEL Die EG-Außenminister haben eintägige Beratungen über die Entwicklung in den Ländern Mittel- und Osteuropas aufgenommen. In Vorbereitung auf das Treffen der Staats- und Regierungschefs der Organisation im Dezember in Strasbourg wird an einer Erklärung zur Ost-Politik gearbeitet.

## Der Putz hielt 11 000 Jahre

Die bislang älteste Siedlung Mesopotamiens wird gegenwärtig in Nordirak freigelegt. Die 11 000 Jahre alten Gebäude bei Germalzere nahe Mossul bringen selbst Fachleute zum Staunen: Die Lehmfußböden und -Wände sind noch heute makellos glatt verputzt und mit Kalkkanstrich versehen. So gut ausgeführte und obendrein noch erhaltene Bauarbeiten hat man von den Ackerbauvölkern, die zu jener Zeit zwischen Euphrat und Tigris siedelten, bisher weder erwartet noch gefunden.

Ein Team unter Leitung des britischen Archäologen Trevor Watkins von der Universität Edinburgh hat bisher drei der sieben Häuser ausgegraben. Sie waren mit ovalem Grundriß von fünf Meter Länge einst zwei Meter tief in die Erde gebaut worden und besaßen offene Feuerherde. Über eine Falltür in den Flachdächern aus Schilf und Holz gelangten die Bewohner mit einer Leiter ins Innere. Hier fanden die Forscher die wertvollsten, aber auch umstrittensten Stücke des Ausgrabungsortes: Sieben aufrecht stehende, ebene, modellerte und kalkgetünchte Steine, von denen einer als menschenähnliche Gestalt angesehen werden könnte. Fände man eindeutige Beweise — wie den vermutlich abgeschlagenen Kopf — handelte es sich hierbei um die mit Abstand älteste Statue der Welt. Sie wäre rund 30 Jahrhunderte älter als die bisher bekannten Nachbildungen des Menschen aus dem Altertum, informierten die Archäologen.

Sie entdeckten in der Siedlung ebenfalls, daß deren Bewohner den Totenschädelkult pflegten, einen Brauch, der auch von anderen Ausgrabungsstätten Mesopotamiens bekannt ist. Dabei wurden zum Zeichen, daß die Besitzer ihr Haus für immer verlassen haben, menschliche Schädel auf den Fußboden gelegt. In einem Haus von Germalzere Dere fanden die Archäologen allein fünf Schädel, darunter den eines sechsjährigen Kindes.

Die Auswahl „Panorama“ wurde aus Materialien der TASS und ADN vorbereitet.

## Tabu gebrochen

Japans Frauen haben ein weiteres über Jahrtausende währendes Tabu gebrochen: Auch sie dürfen künftig das Nationalgetränk Sake brauen. Der Marktführer für den berühmten Reiswein, die Nakano-Brauerei in der Präfektur Wakayama (Südost Japan), verlieh erstmals den legendären Titel „Kurando“ (Braumeister) an zwei Frauen. Die 18-jährige Hitomi Makamura und ihre ein Jahr ältere Kollegin Yuka Yoshimura stiegen in die bisher nur Männern vorbehaltene Gilde auf.

Brauerbesitzer Yukio Nakano begründete den „historischen Schritt“ damit, daß Frauen mehr Geschmack hätten und auch präziser bei der Einhaltung von Rezepturen seien. Außerdem lösten neue computergestützte Technologien die oft schwere körperliche Arbeit der Vergangenheit ab.

Dem Sake kräftig zuzusprechen — davon zeugen historische Dokumente und Bilder — dürfte das „schwache Geschlecht“ in Japan schon immer.

## Partnerstädte

Schon fünfzehn Jahre lang dauern die Zusammenarbeit und die festen Freundschaftsbeziehungen zwischen Riga und Bremen. Jede dieser uralten Städte, die einst dem Hansebund angehörten, hat ihr eigenes Gepräge und dennoch ähneln sie sich in so mancher Hinsicht.

Heute ist Bremen eine der größten Städte der BRD und besitzt eine hochentwickelte Industrie, ein hochentwickeltes Handels-, Bank- und Versicherungswesen. Eine besondere Rolle spielen im Leben dieser Stadt der See- und der Binnenhafen.

Unser Bild: Ein fesselndes Symbol der Stadt ist die Skulptur der weltbekannten „Bremser Stadtmusikanten“ (das Werk von Gerhard Marx).

Foto: TASS



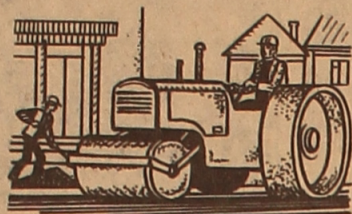


# Kinder-Freundschaft

## Unser Dorf wird schöner

Mein Heimatdorf Krasnojarka sieht jetzt mehr einem großen Bau- platz als einem alten Dorf ähnlich. Lange Jahre bauten die Leute hier nur Eigenheime, und der Sowchos „Krasnojarski“ höchstens einen Tierstall oder einen Speicher. Für Kulturhaus oder Dorfklub brachte unser reicher Betrieb leider kein Geld auf.

Jetzt erleben wir plötzlich ganz andere Zeiten: Einige Asphaltstra- ßen sind verlegt worden, ein neues



Kaufhaus soll nächstens eröffnet werden, sogar mit dem Bau eines Dorfklubs hat man begonnen. Man

sagt, er soll groß und schön werden, deshalb ist seine Errichtung für ein ganzes Jahr lang geplant. Auf die neue Garage sind die LKW-Fahrer von Krasnojarka sehr stolz. Am Beispiel meines Heimat- dorfes merkt man, daß in unserem Lande sich vieles verändert und verbessert.

Natascha KAPTAN, Klasse 8b

Gebiet Zelinograd



## Wir spielen Schule

In diesem Zimmer sieht es wie in einem Unterrichtsraum aus: die Schultische und Stühle, die Lehr- bücher und selbst die Deutschlehre- rin sind echt. Bloß daß diese Fünf- jährigen ihre Muttersprache bei Frau Nina Gribkowa im Spielen erlernen. Sie gibt ihren Schützling- en aus dem Kindergarten „Ma- lysch“ keine Noten, sondern sagt einfach: „Recht so! Oder schön!“ Aber dieses Lob kann man sich nur durch Fleiß verdienen.

Diese Klasse ist hier vor zwei Jahren im Spielraum der äl-

teren Gruppe gegründet worden. Wenn die Kleinen Mittagschlaf haben, geht Nina Iwanowna in an- dere Kindergärten von Dshambul, wo es auch Gruppen für mutter- sprachlichen Deutschunterricht gibt. Dort tauscht sie mit ihren Kollegen Erfahrungen aus.

Unsere Bilder: Nina Iwanowna Gribkowa mit ihren Schülern; Ma- rina Walt spricht zu Hause kein Deutsch, doch sie hat Interesse da- für und macht nach Meinung der Lehrerin gute Fortschritte.

Fotos: KasTAg



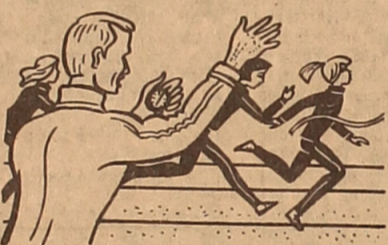
Dietrich REMPEL

## Schulalltag

### Wir leben abwechslungsreich und interessant

Das erste Unterrichtsviertel habe ich mit guten und ausgezeichneten Noten beendet und lerne jetzt gern weiter. Meine Zensuren sind nur noch Fünfen. Mir macht es nach wie vor Freude, zu lernen. Hausaufgaben zu machen. Ich nehme an, daß diese Lernlust nicht nur bei mir, sondern auch bei mei- nen Freunden durch die inhaltsrei- chen Veranstaltungen gefördert wird.

Vor kurzem organisierte unser Turnlehrer Wladimir Tkatschow den Herbstwettkampf im Laufen. Ich, die früher nie sportlich war,



war die erste. Auch am Tag der Gesundheit war ich allen voran; es machte mir Spaß zu laufen, zu springen und Korbball zu spielen. Dem Tag der Gesundheit folgte der Wettbewerb in Stullenstmie- ren und Zubereitung belegter Brö- te. Früher hatte ich dafür sehr wenig Interesse, jetzt fand ich es schön. Am Wochenende üben wir uns im Zeltaufstellen, anschließend gab es einen Wettbewerb in Sack- hüpfen. Das war sehr lustig und stimmte alle fröhlich.

Inna SPERLING, 4.Klasse

Schtscherbakty, Gebiet Pawlodar

## Kleines Kunstalphabet

### P—wie Plastik

Das griechische Wort „Plastik“ bedeutet „Bildner“, „Formkunst“ und wird oft gleichbedeutend mit den Begriffen Skulptur oder Bild- hauerkunst verwendet. Aber ge- nauer genommen bezeichnet die Bildhauerkunst Werke, die aus Stein (aus hartem Material also) oder auch aus Holz, aus einem Block herausgehauen werden.

Im engsten Sinne des Wortes werden als Plastik nur Bildwerke aus weichem, formbarem Material bezeichnet. Das geeignetste Mate- rial ist hierfür Ton. Aber damit Ton haltbar wird, muß er gebrannt werden (ansonsten trocknet er aus und bröckelt). Kleinere Plastiken aus Ton können in speziellen Öfen gebrannt werden (je nach Ofen- maß). Solche Kleinplastiken aus Ton werden oft auch Keramik ge- zählt.



Eine vereinfachte Art, sich mit Kleinplastik zu befassen, ist das Arbeiten mit Plastilina. Das Arbei- ten in Ton ist anspruchsvoller, aber auch wesentlich aufwendiger. Von der Tonbeschaffung und -bearbei- tung angefangen, über den Trock- nungs- bis hin zum Brennprozeß und dem Glasieren erfordert dies- ses Handwerk viel Fachkenntnis und eine entsprechende technische Ausrüstung. Also ist es am ange- brachten, einen Zirkel für Pla- stik und Keramik im Kulturhaus aufzusuchen.

Der Anfänger sollte sich zu- nächst auf einfache Arbeiten be- schränken. Wenn der Anfänger aus dem Tonklumpen eine Figur oder

ähnliches zu formen versucht, so verliert er sich häufig in der Nach- gestaltung oberflächlicher, unter- geordneter Einzelheiten. Aus- schlaggebend bei den plastischen Arbeiten ist aber immer eine feste Grundform. Der Bildhauer muß deshalb die Anatomie des Men- schen ganz detailliert kennen, um die Formen von ihnen heraus auf- bauen zu können und nicht nur oberflächlich die etwaige Form der Körperteile nachzuahmen.

Bei kleineren Schülerarbeiten in Ton ist es deshalb vorteilhaft, von vornherein von den plastischen Grundformen wie Kegel, Säule, Kugel, Oval (Eiform) und Qua-

der auszugehen. Ein Kegel kann beispielsweise den Rumpf einer Leuchterfigur bilden, die Ärmel können aus schmalen langen Zy- lindern gearbeitet werden, wobei die Hände nur durch einen kleinen Einkniff angedeutet zu brechen werden. Diese Grundform kann dann weiter verarbeitet werden, aber die wenig veränderten geome- trisierten Formen sind in der pla- stischen Keramik oft wesentlich wirkungsvoller.

Der professionelle Bildhauer muß seine Arbeiten auf andere Art auf- bauen, das gilt vor allem für größe- re Plastiken. Zunächst wird (auch bei einem Porträt) gewissermaßen ein Gerüst aus Metallstäben, Holz oder Draht gebaut. Bei einer Figur wird dieses Gerüst die Bewegung der zukünftigen Plastik genau wider- holen. Dieses Gerüst ist notwen- dig, damit der Ton nicht in sich zusammenrutscht. Um das Gerüst wird dann die Tonmasse angelegt, und so entsteht allmählich die Figu- r. Die fertige tönerner Plastik kann aber nicht in diesem Material stehen bleiben, weil sie, wie ge- sagt, austrocknet. Deshalb fertigt der Bildhauer eine Gipsform ab, mit deren Hilfe er dann einen Ab- guß der Plastik macht. Billiger, wenn auch weniger haltbar, ist ein Abguß in Gips, aber richtig zur Geltung kommt eine Plastik erst, wenn sie in Metall (am gebräuch- lichsten ist Bronze) abgegossen wird. Auf so komplizierte Art — angefangen vom Tonmodell über die Gußform bis hin zum fertigen Abguß — entsteht also eine Bron- zenplastik.

Birgit UTZ

Unser Bild: Mutter und Kind, Studentenarbeit Foto: Juri Weidmann

## Zum Nachgrübeln

Ist das Mut, wenn jemand Hand- stand auf einem Schornstein macht?

„Wer war neulich auf dem Schul- hof dabei, als die Scheiben im Flurfenster in Stücke gehen?“

„Im Musikunterricht haben eini- ge Schüler böse gestört. Wer



## Was ist Mut?

von euch gehört zu den Störenfri- eden?“ Das sind peinliche Fragen, zumindest, wenn man entweder nicht oder nur etwas getan hat. Wie auch immer, ein ehrlicher Mensch bekennt sich zu seinen Ta- ten oder Untaten und entscheidet, ob er bereit ist, sich einzusetzen oder sich zu drücken. In jedem Fall benötigt er Mut. Ja, es gehört auch Mut dazu, „Nein“ zu sagen.

Auf jeden Fall sind diejenigen mutig, die, egal worum es geht, laut und deutlich die Wahrheit sa- gen.

Habt ihr schon einmal darauf geachtet, ob in Eurer Klasse laut und deutlich die Wahrheit gesagt wird?

Man kann sich ja auch in der Menge verstecken. Kopf einziehen,

unbeteiligtes Gesicht machen. „Was? Die Scheibe ging in tausend Stücke? Ich war auf dem Schul- hof in der großen Pause, ja, ja, ach, und die Scheibe ging kaputt, na, sieh mal an...“

Es gibt so viele Möglichkeiten, sehr fein aus allen Sachen raus- zukommen.

Nur mit Mut hat das alles, glau- be ich, nichts zu tun. Mut ist eine sehr unbequeme Eigenschaft. Vor allem für einen selbst. Aber man wird ein Mensch, ein richtiger Mensch, wenn man mutig ist. Sol- ches, wie Handstände auf dem Schornstein usw. haben mit sol- chem Mut wenig zu tun.

Alexander SCHIEFEINS, 9. Klasse, 92. Schule

Alma-Ata

## Holzlöffel für Freunde

Mehrere Jahre stehen wir im brüchlichen Kontakt mit unseren Altersgenossen aus Grimma, Bezirk Leipzig. Durch diese Brief- freundschaft bereichern wir gegen- seitig unsere Schulumuseen — wir das Thälmann-Schulumuseum und unsere Freunde das sogenannte „Freundschaftsmuseum“. Vor kurzem erhielten wir wiederum ein ge- wichtiges Paket mit Fotokopien, Büchern und Dokumenten über den Führer der Deutschen Arbeiterklas- se Ernst Thälmann.

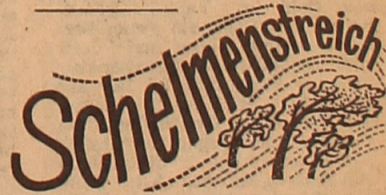


Wir wußten anfangs nicht, wie wir uns unseren Freunden erkennt- lich zeigen konnten. Aber dann fiel es uns ein, daß sie vielleicht an den schönen bunten russischen Holzlöffeln einen Gefallen finden. Und siehe da, recht bald kam die Antwort, die Freunde schrei- ben, sie haben sich über unser Pa- ket mächtig gefreut. Ich finde es prima, wenn man einander er- freuen kann und sich gut versteht.

Lilli BARON

Petropawlowks

Rosa PFLUG



Wenn die Kinder schlafen gehn und die Bäume schlafend stehn, kommt ein Windsturm

angesaust — hört ihr, wie er stöhnt und braust?

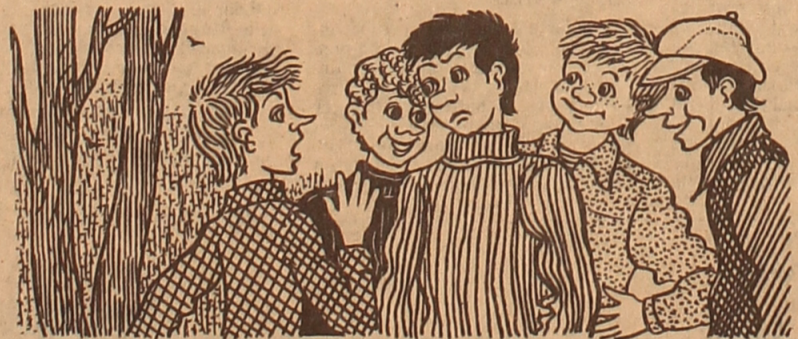
Wie er an den Bäumen rüttelt und die armen Ästlein schüttelt, treibt Papierschnipsel daher, bläst den Sandkasten ganz leer, wühlt den Kinderspielplatz um, macht ein großes Drumherum — als war's immer so gewesen. Kommt der Hauswart mit dem Besen, jagt den Windsturm fort

aus ist's mit dem Schelmenstreich!

Chefredakteur Konstantin EHRlich

# Das Schwalbennest

Er sah die emsigen Schwalben ohne Unterlaß herein- und wieder hinausfliegen — der kleine Junge, der, wenn man ihn fragte, wie alt er sei, vier Finger seines Patsch- händchens zeigte. Heinzl war sich heute selber überlassen, denn die Großen hatten keine Zeit für ihn. Es war ein Hin- und Herrennen im Hinterhaus und in der Küche, daß er allen hinderlich wurde und man ihn einfach hinauswickelte. Jetzt schaute er den Schwalben zu. So wie eine angefliegen kam, piepste etwas. Flog sie fort, war kein Laut mehr zu hören. Wie gerne hätte Heinzl hineingeschaut, ins Nest- chen da oben, was da piepste. Er stellte sich auf die Zehenspitzen, aber das half nichts. Dann kletterte er auf die Krippe. Auch von hier aus konnte er nichts sehen. Als Heinzl sich so umschaute, fielen ihm Vaters Angelruten in der Ecke in die Augen. Von diesen suchte er sich die längste und dickste aus und stocherte damit am Nest her- um, denn er wollte unbedingt er- fahren, was da piepste. Nach etli- chen Bemühungen fiel das Nest herunter und zerbrach in Stücke, und zwischen den Resten des Schwalbennests und Daunen lagen



auf dem Boden kleine nackte Vö- gelchen, die hilflos ihre Köpfchen bewegten. Erschrocken über die Folgen seines Tuns, lief Heinzl fort. Er suchte Schutz und Trost, und das fand er, wie immer, bei Woltschok, dem großen grauen Kettenhund, mit dem er so oft sein Butterbrot geteilt hatte; niemand verstand den Jungen besser, als Woltschok.

Da hörte Heinzl die Mutter ru- fen: „Heinzl! Heinzl! Wo steckst du wieder?“

Heinzl ließ seinen Schreck bei Woltschok und eilte ins Haus, dem Ruf seiner Mutter folgend. Die Mutter nahm Heinzl an die Hand

und führte ihn in den Stall zum zerstörten Nest mit den toten Nest- lingen.

„Hast du das getan?“ fragte die Mutter.

Heinzl schaute mit Grausen auf dieses schauerhafte Bild. Das konnte er nicht getan haben. Das war zu schrecklich. Und schon glaubte er wirklich, es nicht gewe- sen zu sein.

„Nein“, antwortete er. Die Mutter drang nicht in Hein- zl, denn sie sah, wie das Gesche- he dem Jungen zu Herzen ging.

Eine Gruppe Jungen, angeführt von einem gedrungenen, etwas wild aussehenden Halbwüchsigem, den alle, wer weiß warum,

Schliemke nannten, ging durch den Busch. Unter diesen Jungen befand sich auch Heinzl, der eigent- lich schon kein Heinzl mehr war, aber es ist nun mal so, daß Klein- kindernamen oft sogar an Erwach- senen hängen bleiben.

Schliemke verstand es, seinem Gefolge Achtung einzufößen, denn er wußte von großen und kleinen Tieren und Vögeln spannend zu erzählen.

Die Jungen suchten im Busch das Nest eines seltenen Vogels, das irgendwo hier sein mußte. Und da rief auch schon einer:

„Da ist es! Siehst du's, Schliem- ke?“

Schliemke sah es. Er nahm einen Knüppel und schlug ein paar Mal gegen den Baumstamm. Sofort flog ein Vogel und flatterte davon. Jetzt machte Schliemke Anstalten, auf den Baum zu steigen, um das Nest für seine Sammlung, um die ihn viele beneideten, auszunehmen. Und hier stellte sich Heinzl vor den Baum und sagte:

„Das darf man nicht!“

„Was darf man nicht?“

„Vogeleier soll man nicht aus den Nestern nehmen.“

„Was du sagst! Und warum nicht?“

„Die Vögel sind unsere Freun- de und... und Helfer. Und dann... Dann ist es herzlos, und...“

Heinzl wehrte sich und versuchte zurückzuschlagen, aber er war dar- in nicht so gewandt, wie sein Geg- ner, und lag bald mit einem blauen Auge und naseblutend auf den Knien.

Schliemke schenkte Heinzl kei- nen Blick mehr. Er hatte schon ein- nen Ast ergriffen und wollte sich hinaufziehen, und da geschah et- was, was alle für unmöglich gehalten hätten. Heinzl war aufgesprun- gen und hämmerte mit beiden Fäu- sten auf Schliemkes Rücken. Wie ein Trommelfeuer. Schliemke drehte sich um und schaute Heinzl ab- schätzend an. Darauf hatte er nicht gewartet. Auf alles Mögliche, auf Tränen, auf Geheul, auf „ich werd' der Mama sagen“, aber auf einen solchen Angriff nicht. Er fing Heinzls Hände auf, hielt sie fest und sagte:

„Ich soll dich wohl hier totscha- gen und liegenlassen?“

„Du sollst keine Vogeleier...“

„Schon gut!“ unterbrach ihn Schliemke. „Ich kann schließlich auch morgen...“ Schliemke sprach seinen Gedanken nicht aus und wandte sich friedfertig an sein Ge- folge:

„Dort habe ich mal einen Fuchs bellern hören. Vielleicht finden wir seinen Bau. Wie wäre's, Heinzl, wenn du ein kleines Füchlein hät- test?“

### Unsere Anschrift:

Kasachskaja SSSR, 480044, Alma-Ata ul. M. Gorkogo, 50 4-A Etage



Vorzimmer des Chefredakteurs — 33-42-69, stellvertretende Chefredakteure — 33-92-91, 33-38-53; Redaktions- sekretär — 33-37-77, Sekretariat — 33-34-37; Abteilungen: Ideologische Massenarbeit — 33-38-69; 33-38-04; Ökonomik — 33-35-09; Wirtschaftsinformation — 33-25-02; 33-37-62; Kultur — 33-43-84; 33-33-71; Leser- briefe — 33-48-29, 33-33-96, 33-32-33; Literatur — 33-38-80; Stilredaktion — 33-45-56; Übersetzungsbüro — 33-26-62; Schreibbüro — 33-25-87; Korrektoren — 33-92-84. Unsere Korrespondentenbüros: Dshambul — 5-19-02; Kustanai — 5-34-40; Pawlodar — 46-88-33; Petro- pawlowks — 6-53-62; Zelinograd — 2-04-49.

### «ФРОЙНДШАФТ» ИНДЕКС 65414

Выходит ежедневно, кроме воскресенья и понедельника

Ордена Трудового Красного Знамени типографии Издательства ЦК Компартии Казахстана 480044, пр. Ленина, 2/4

Газета отпечатана офсетным способом

Объем 2 печатных листа

M 1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 P 1 2 3 4 5 6 7 8 9 10

УГ 01496 Закаа 12271